P. o. germ. Lafontaine
783º (2

P. o. germ. Lafontaine
783 a/(2

Die
Pfarre an der See.

Von

A. Lafontaine.

Zweiter Theil.

(1. Theil fehlt)

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung
1816.

Gesch. Fresenius

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Pfarre an der See.

Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ferdinand an Bürger.

Holzerode.

Mag das Leben ein Traum seyn, wie Tausende sagen, mein Freund: so schlage ich dennoch an dieses warme Herz, und sage: ich bin keine Traumgestalt! Laß das Leben zerrinnen wie ein Traum, beim Hahnengeschrei des Todes, so stehe ich fest, und das Grab muß meinen prophetischen Traum erfüllen! Freilich, da wir auf dem Altan von Maria del Monte standen, schien uns die Gegend ein Garten, mit Grün bedeckt. „Welch ein Paradies!" riefen wir Beide. Und da wir hinein traten in die gelben, verbrannten Wiesen, sehnten wir uns zurück in den Frühling, oder in unsere schöne Heimat. So mag das Leben täuschen; aber das Vaterland

liegt vor uns am Ende des Weges! Und wir fielen einander liebend in die Arme.

Ich kam in Deutschland an. Die erste schöne Gegend in Schwaben hielt mich an. Die ehrlichen Gesichter mit den blauen, ruhigen Augen, die vaterländische Sprache, die bekannten Sitten, die schönen, dunkeln Eichenwälder, alles bewegte mein Herz.

Ich ging mit Sonnenaufgang in den dunkeln heiligen Dom des hohen Waldes, mit meinem Zeichenbuche und Lebensmitteln für einen ganzen Tag. Ich ging einem Bache nach, der mein Faden der Ariadne seyn sollte aus diesem schönen Labyrinthe der Eichen; und in der wildesten Gegend, wo übereinander hingeworfene Felsstücken dem Bache jeden Ausweg zu versperren schienen, sahe ich ein schlafendes junges Mädchen von zwölf Jahren.

Ich erstaune; sie trug ein weißes Kleid von Atlas, das aber hin und wieder zerrissen war, seidne Schuhe und Strümpfe. Das Haar hing aus seinen Locken gerissen, an den Schläfen nieder, von Schweiß ver-

wirrt und zusammen geklebt. Die schönen weißen Arme und Hände waren von Dornen geschrammt und zerrissen. Das Gesicht bleich und matt; der Schlaf aber fest und süß, in langen Athemzügen. Ein zerrissener Schahl von Seide lag unter ihrem Haupte.

Ich stand und betrachtete die schöne, in Schlaf versunkene Gestalt des Kindes. Ich hätte sie zeichnen können, wenn nicht das alles mir gesagt hätte, daß sie hieher nicht, und so nicht von einem gewöhnlichen Zufall gebracht war.

Ich setzte mich zurück, und ließ sie schlafen.

Sobald der erste Sonnenstrahl sie traf, erwachte sie.

Sie sprang erschreckt auf, rang die Hände, und rief ängstlich: „O meine Mutter! O hört mich denn keines Menschen Stimme?“

„Hier ist ein Mensch!“ sagte ich aufstehend, und sie flog mit einem Freudengeschrei auf mich ein; aber ermattet sank sie weinend an meine Brust, und sagte:

„O retten Sie mich! Seit drei Tagen irre ich in diesem Walde umher, und finde mich nicht zurecht!"

Das sagte sie, sich immer fester an mich klammernd, mit den Füßen zuckend, als schmerzten ihr die Füße. „Um Gotteswillen," rief ich, sie an meine Brust drückend — „Sie sind gerettet! Eine Stunde von hier ist ein Dorf.

„Werde ich so weit gehen können?" sagte sie ängstlich — „ich bin verhungert, meine Füße sind wund. O erbarmen Sie sich!"

Ich setzte sie nieder, sie mit dem Rücken an einen Felsen lehnend. Dann zog ich meine Flasche Wein, Brod und Obst hervor. Sie sah mit gierigen Blicken auf meine Lebensmittel, sie streckte die Hände darnach aus. Ich gab ihr — denn jetzt erst sah ich das eingefallene Gesicht und die heftige Begierde des Hungers — kleine Stückchen Brod, dann ein paar Tropfen Wein in meinem Becher, und bat sie, langsam zu essen.

„Kann ichs? o kann ichs?“ rief sie, und aß abgesetzt und langsam.

Ihr Auge leuchtete von Vergnügen und in Thränen.

Der Wein erquickte und stärkte sie sichtlich. Dann stand sie auf. Sie zeigte nun auf den Bach. Sie wollte sich waschen. Sie taumelte aber; denn jetzt erst fühlte sie die Wunden an den Füßen, und die entsetzliche Ermattung vom Gehen und vom Aengstigen.

Ich führte sie langsam an den Bach. Sie wusch sich Gesicht, die Arme, und trocknete sich mit ihrem Schahl.

Dann aß sie wieder ein Wenig, und trank wieder ein paar Tropfen Wein.

Ich fragte sie, ob sie nun im Stande sey, zu gehen?

„Jetzt weniger,“ sagte sie, mich lächelnd ansehend — „als vorhin.“

Ich schlug vor, die Füße mit Wein zu waschen.

Sie erröthete, und antwortete nicht, vor sich niederblickend.

„Die Noth gebietet, mein liebes Kind!“

sagte ich sanft — „ich will so lange weggehen.“

„Ach,“ sagte sie — „ich kanns nicht. Ich habe die Kraft nicht.“

„Nun denn, so erlauben Sie mir!“

„Unmöglich!“ sagte sie, tief ihr Gesicht niederbeugend.

„Sie müssen eine Stunde gehen, und — denken Sie die Angst Ihrer Eltern, mein Kind!“

„O meine Mutter! Ja, ich kann gehen.“ Sie stand auf, sie trat auf ihre wunden Sohlen, sie ging ein paar Schritte; aber weiter konnte sie nicht. Ich setzte sie am Bache nieder. „Die Noth gebietet, mein Kind!“ sagte ich streng — „und Sie dürfen nicht zögern.“ Ich wusch den Staub von ihren Füßen. Ich trocknete ihre Füße mit ihrem Schahl. Dann wusch ich die kleinen Wunden mit Wein. Wie wohl es ihr that, siehst Du, sie sank hinten über an das erhöhte Ufer und schlummerte süß ein. Ich wickelte ihre Füße in ihren Schahl, zog meinen Rock ab, und bedeckte sie warm damit, legte mein Hals-

tuch über das Gesicht, das immer mehr Farbe bekam, um es gegen die Sonnenstrahlen zu schützen.

Sie schlief eine Stunde lang unendlich süß. Dann erwachte sie, fast ganz hergestellt. Ihr erster Blick war eine Bitte an mich um Essen.

Ich gab ihr langsam Brod und Wein, und während des erzählte sie mir.

Sie ist die Tochter des Herrn von Bardestein. Sie geht mit ihrem schneeweißen, zahmen Reh, das sie auf allen ihren Spaziergängen begleitet, in den Wald, der an den Garten stößt. Das Thier, das sonst so zahm ist, verläßt sie. Sie ruft, das Reh steht; aber kommt nicht. Sie geht nach. Das Thier zieht sie immer tiefer in den Wald, von allen Wegen ab.

Nach einer Stunde ist das Reh verschwunden, und Isabelle, so hieß sie, weiß nicht, nach welcher Gegend sie gehen soll, um ihren Rückweg zu finden. Aengstlich wechselt sie ihren Weg ein paarmal. Der Wald wird immer dicker und rauher.

Sie sucht immer ängstlicher den Weg, und findet keinen. Erdbeeren sind ihr Essen. Die Angst treibt sie zum Laufen. Sie muß in der fürchterlichen Einöde die Nacht bleiben.

So schweift sie drei Tage lang, kaum das Leben fristend mit Erdbeeren, den Durst stillend mit jedem Naß, was sie trifft, umher. Die Dornen — denn sie muß, fühlt sie, immer gerade ausgehen, wenn sie aus dem Walde will — die Dornen zerreissen Kleid, Haut und Füße. Die Schuhe, die Strümpfe sind zerrissen. So bleibt sie endlich den dritten Tag da liegen, wo ich sie fand.

Ihre Schuhe waren nicht zu gebrauchen. Ich wand nun ihre Füße in ihren Schahl, aus dem ich, so gut ich konnte, Socken gemacht hatte, und so traten wir unsre Reise an.

Sie hing in meinem Arme. Auf dem rauhen Wege trug ich sie mehr, als sie ging, und spät genug erreichten wir das Dorf, wo ich wohnte.

Sie war so ermattet, daß ich sie so-

gleich, nachdem sie etwas Warmes gegessen hatte, zu Bette gehen hieß.

Ich schrieb an die Mutter, um ihre Angst um die verlorne Tochter zu stillen, und sendete den Brief mit einem reitenden Boten nach Holzerode. Ich bat sie, ihrer Tochter einen Wagen zu senden, da ihr Umherirren sie ermüdet hätte.

Holzerode war eine Stunde von uns.

Ich las Isabellen den Brief vor; sie lächelte, drückte meine Hand, und schlief ein.

Ich saß an ihrem Bette, und zeichnete die Szene, da ich ihr zu essen gab, und mitten in meiner Zeichnung wurde ich überrascht durch die Ankunft ihrer Mutter und ihrer Schwester.

Die Mutter öffnete die Thür mit einer großen Heftigkeit. Ich winkte ihr zu, still zu seyn, und zeigte auf das schlafende Mädchen.

Ich sagte ihr leise: „sie ist vollkommen gesund. Was sie bedarf, ist Schlaf."

Die Mutter trat an das Bett. Ich

nahm das Licht. Sie sah, wie ruhig ihre Tochter schlief, mit wieder blühenden Wangen. Sie knieete nieder an dem Bette, an ihrer Seite ihre älteste Tochter. Die Mutter küßte der Tochter Halstuch, was von der Schulter herabhing, und benetzte es mit Mutterthränen.

Ich bat nur leise, den erquickenden Schlummer nicht zu stören. Die Mutter setzte sich an die Seite des Bettes, die Schwester auf den Stuhl, auf dem ich gesessen und gezeichnet hatte.

Die Mutter bat mich, ihr zu erzählen, was ich wußte.

Ich erzählte, und ließ, was die Mutter ängstigen konnte, weg.

„Und diese Zeichnung," sagte die Schwester, die Olympie hieß — „ich erkenne Isabellens Züge. O mein Herr, geben Sie mir das Blatt zum Andenken an meine Schwester, und an ihren Retter!"

„Sobald es vollendet ist."

Ich mußte die kleinsten Umstände wiederholen.

Wir kamen nun in ein Gespräch. Die Mutter war eine edle, gebildete Frau, mit einem gewiß sehr warmen Herzen, dessen Wärme aber unter dem Anstande der großen Welt verhüllt blieb.

Der erste Anblick der Tochter hatte den schönen Schleier weggerissen; aber da sie überzeugt war, daß Isabelle gesund war, da verbarg sie das Herz wieder.

Sie fragte nach meinem Namen, und welch ein glücklicher Zufall mich hieher gebracht; aber alles nur in Rücksicht auf ihre Tochter, nicht auf mich selbst. Ihr Dank sogar, war nur ein kaltes, aber schönes Wort, das nur von einem höflichen Blick, von einer höflichen Neigung begleitet war. Sie war ganz gefaßt. Nur von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick voll Mutterliebe auf ihr Kind, und sagte zuletzt: „ich kann es kaum erwarten, daß sie erwacht von dem Schlummer, der ihr so nöthig ist.“

„Und nach dem Schlaf die liebende Stimme der Mutter, nach der sie so verlangte.“

Gegen Morgen erwachte sie, und da sie ihre Mutter sah, erhob sie ein Freudengeschrei und streckte ihr die Arme entgegen, und legte sich an ihre Brust. Dann rief sie mit zärtlicher Stimme: „Olympie! Deine arme Schwester weiß nun, was Verlassenheit, was verhungern, und o guter Himmel!" — hier streckte sie mir die Arme entgegen, was sie noch nie mit diesem Muthe gethan hatte — „was Rettung, was ein Retter ist! O lieber, lieber Retter, was mir auch noch begegnen mag: so wird jede große Freude mich an Ihr Gesicht erinnern, das mir so froh und muthig entgegenlächelte, da ich die Augen voll Angst aufschlug!" Sie reichte mir beide Hände. Sie zog sich an. Man hatte ihr Kleidung mitgebracht. Sie trat, umgekleidet, zu mir unten in das Wirthszimmer, und bat mit einem Blick voll süßer Liebe, den ich nie beschreiben, aber wohl malen kann, mich, sie nach ihrer Heimat zu begleiten.

Die Mutter bat mit so sichtbarer Güte, Olympie auch mit Blicken nur und

einer Verbeugung, daß ich einwilligte, und so kam ich hier in Holzerode an.

Ich kann nicht abbrechen, so gern ich möchte, um nicht die ersten Eindrücke zu verlieren.

Wir kamen nach einer Viertelstunde in den schönsten Wald, durch den überall breite Wege gehauen waren, und am Ende jedes Weges stand als Gesichtsziel eine Kirche, oder ein blauer Berg, oder ein wilder Felsen.

Je mehr wir uns dem Gute näherten, desto mehr sah man überall die Spur einer verständigen Kunst; und der Anblick des Hauses selbst, überraschte mich, da ich doch gewohnt bin, etwas zu sehen.

Das Haus stand auf einem schönen Hügel, der sanft ablief vorn, zu einer schöngehaltenen Wiese, die mit schönen Ufern einen kleinen See einfaßte, der lieblich und hell der Gegend einen unaussprechlichen Reiz gab. Von hinten lief der Hügel ab zu einem dunkeln Gebüsch von Ulmen und Linden, aus deren Grün die rothen Dächer des Dorfs, und der blaue

Thurm der Kirche hervorragten. Ringsum, als ob das Dorf eine Parthie des Gartens machte, lief bald Garten, bald Park, bald Wald, bald Feld, mit weiser und verhüllter Kunst so verständig wechselnd mit Hügeln, Höhen und Thälern, bis tiefer hin schroff aufsteigende Berge und Felsen dem Ganzen etwas Erhabnes gaben.

Das Haus hatte einen hohen Säulengang in der Fronte; die Verhältnisse waren schön, und darum schien es beim ersten Anblick klein.

Wir stiegen aus, und Isabelle bat ihre Mutter, daß sie mir meine Wohnung anweisen dürfte.

Sie führte mich, meine Hand fassend, eine Treppe hinauf, öffnete eine Thür. „Hier!" sagte sie, das Auge zu mir in lachender Liebe erhebend, und ihr Haupt an meine Brust legend, in anmuthiger Güte — „hier! gegenüber wohn ich! Ich muß in Ihrer Nähe bleiben."

Sie sprang davon. Sie besorgte meine Sachen auf das Zimmer.

In geschäftiger Eile öffnete sie mir das Fenster, zeigte mir die Aussicht auf den See, führte mich durch eine Thür auf den Büchersaal, der sehr schön war. „Und nun gebe der Himmel," sagte sie, sich an mich anschmiegend — „daß es Ihnen hier so gefällt, daß Sie nie, ach nie! wieder wegverlangen. Nun lassen Sie uns zu meinem Vater gehen!"

Sie trat, ich möchte sagen, stolz, mit mir in das große Zimmer, wo sie mich ihrem Vater vorstellte.

Es war eine hohe Gestalt, mit einem zu stolzen Gesicht; aber sein Wesen war einfach, ruhig oder wohl gar kalt. Er war ganz schwarz gekleidet, und das weiße Johanniterkreuz auf seiner Brust zeichnete sich gut aus. Aber doch hätte ich ihn nicht mahlen mögen, so edel seine Haltung, so fein alles war, was er mir über die Rettung seiner Tochter sagte.

Es war mehr eine Audienz, die er mir gab, als der Empfang des Retters seiner Tochter.

Die Mutter war an einem Hofe erzo-

gen, sah man ihr an, aber die Wärme und das Gefühl ihres Herzens wurde nur durch diese Erziehung verhüllt, nicht verlöscht.

Sie drückte ihre Tochter hundertmal in ihre Arme, ihr verstohlen liebkosend, und warf jedesmal dabei ihren Blick, voll Dankbarkeit, auf mich.

Olympie war schön; aber ihre Schönheit war nichts gegen den Reiz ihrer Gestalt und ihrer Bewegungen, und dieser Reiz wurde wieder ein Nebenwerk auf dem Gemälde, das man nicht sah, wenn sie die Lippen zum Reden öffnete, wenn sie redete, wenn ihr Herz, das jetzt Theil nahm am Gespräch, oder an irgend einem Menschen, bewegt wurde und in den Augen strahlte; wenn die geistige Schönheit ihres Innern, wie eine Verklärung, sich über Gesicht und Gestalt verbreitete, und doch nichts war, als die selige Ruhe der Unschuld. Ich beschloß, sie zu malen, und gewiß, gewiß, lieber Bürger, es wird das schönste Bild meines Lebens seyn!

Aber sitzen darf sie mir nicht; denn redet sie mit mir, oder mit ihrem Vater, oder mit einem Manne: so würde sie das Ideal für den Bildhauer seyn, der die Unschuld oder die Schönheit bilden wollte. Nein, man muß sie sehen, wenn sie mit ihrer Mutter im tiefen Gespräch ist, oder noch mehr mit Isabellen, die allein durch ihre muthige Fröhlichkeit eine höhere Freiheit in diesem Hause sich erhalten hat; die mit lachender Lust ihre Schwester neckt, deren unendliche Liebe gegen die Mutter oft den Ton eines kindischen, gränzenlosen Vertrauens annimmt, und sogar dem Vater sich mit freier Lust nähert. Mit der redend, muß ich Olympiens Züge stehlen, und ich weiß, ich werde ein lieblicheres Gemälde erschaffen, als der liebliche Guido.

Ich bin drei Tage hier im Hause. Ich möchte so nicht leben, wie man hier lebt; obgleich ich gestehen muß, daß ich dieses Leben für das höchste Ideal des Umgangs halten würde, hätte ich nicht in meinem väterlichen Hause gelebt, wo die reinste

Liebe das Gesetz des Umganges war, und alles, alles wieder zu Liebe wurde; hätte ich Dich nicht kennen gelernt, dessen edelste Freundschaft ohne irgend ein verhüllendes Gewand, wie ein himmlischer Genius, da steht in gränzenloser Freiheit der Liebe und der geistigen Lust.

Den Vormittag ist jeder allein, beschäftigt wie er will; außer wenn ich meine Thür öffne, öffnet Isabelle die ihrige gewiß, und hängt sich mit einem schalkhaften Lächeln in meinen Arm, um die Gegend mit mir zu besehen, oder zu thun, was ich eben will.

Eine Stunde vor Tisch, kommen wir alle auf dem Büchersaal zusammen. Man plaudert, man liest vor, man singt.

Der Herr von Bardestein hat eine Menge schöner Kenntnisse. Er ist an mehrern Höfen Gesandter gewesen. Er hat große Reisen gemacht. Seine Unterhaltung ist belehrend; aber er bringts nie höher als zur Reflexion. Menschenkenntniß ist sein Stolz, und sich freigehalten haben von Leidenschaft und Vorurtheil

seine Würde. Eben so seine Familie zu bilden, ist sein Ziel. Er meints erreicht zu haben; er bemerkt nur nicht, daß seine Gegenwart jeden warmen Erguß des Herzens erkältet, außer Isabellens, die oft mit frohem Muth durch alle Verschanzungen seiner ruhigen Weisheit durchbricht, ihren Vater zum Erstaunen zwingt, und die besorgte Mutter in Verlegenheit setzt.

Ich nehme noch wenig Theil an dieser Unterhaltung. Man weiß, daß ich ein Arzt bin, und zeichne. Die Mädchen zeichnen auch, und der Vater meint, recht gut. Er hat einige Kunstwerke im Hause, aber Gutes und Schlechtes untereinander. Er ist am gesprächigsten über die Kunst, von der er wenig weiß.

Wir setzen am Tisch das Gespräch vom Büchersaal fort; und ohne daß er es weiß, geben Mutter und Töchter dem Gespräch den Reiz.

Nach Tische spielen wir Billard à la guerre, bei dem Isabelle mit allen im Kriege lebt, wegen ihrer großen Lebhaftigkeit. Dann geht man, fährt man spa-

zieren, oder man fährt auf der Gondel im See, geht auf die Jagd. Jeder hat seine Freiheit, zu thun, was er will, und doch ist niemand frei. Wir sind so frei, wie Kranke, die sich nicht bewegen können, sagte Isabelle zu ihrer Mutter, und erhielt einen sanften Verweis.

Ich bin gewiß, die Mutter und die Töchter sind für sich glücklich, ohne daß der Vater davon etwas weiß.

Er hat keinen Adelsstolz. Er achtet überall den Menschen nur; aber er ist auch so stolz darauf, daß kein Tag hingeht, ohne daß er mir es sagt.

Kurz, ich bin dieses glücklichen Lebens, das sich, wie ein Schauspiel, nach Szene und Aufzug abwickelt, recht müde; und wäre nicht Isabelle, die dem glücklichen Leben, Leben und Freude gibt, und die so innig, mit einer kindischen, trotzig eifersüchtigen Leidenschaft an mir hängt: so wäre ich schon gegangen.

„Nein, Sie sollen nicht gehen, Lieber! Sie kennen uns alle noch nicht, meine Olympie noch gar nicht, meine Mutter

nicht. Und wenn Sie sie erst kennen: so werden Sie gar nicht gehen; das weiß ich!“

Heute fand sich Isabellens weißes Reh wieder ein. Isabelle brachte es, lautjauchzend, auf mein Zimmer, liebkoste dem schönen Thiere, und dankte ihm, daß es sie mit mir bekannt gemacht hatte, in so seltsamen und doch so leidenschaftlichen Ausdrücken, daß ich nicht umhin konnte, dem schönen Thiere einige Liebkosungen zu machen.

Sie war außer sich vor Freude, und rief dem Thiere zu: „o, so freundlich ist er mit dir! Mit mir niemals! niemals!“ setzte sie heftig und mit nassen Augen hinzu. Ich nahm sie in meine Arme, ich drückte sie herzlich an meine Brust, ich küßte ihre Lippen. Sie schlang innig ihre Arme um meinen Hals, und rief wie im zärtlichen Zorn: „so versprechen Sie, daß Sie hier bleiben wollen! Ewig! immer! denn ich sehe gar wohl, daß Sie fortwollen!“

Sie hielt die Arme um meinen Hals

geschlungen, obgleich ihre Mutter und Olympie ins Zimmer traten, um das Reh zu begrüßen und Isabellen Glück zu wünschen.

Aber sie rief: „er hat mich an seine Brust gedrückt, Mutter! O, nun ist er freundlich gewesen! O, nun kann ich es ihm erst danken, daß er mich gerettet hat! O Mutter, liebe Mutter!“ fuhr sie heftig fort — „er trug mich den rauhen Weg im Walde. Er selbst wusch meine wunden Füße mit seinen Händen. Er machte mir Socken, und band sie selbst um meine Füße. Aber nun, nun“ — sie schlang ihre Arme wieder um meinen Hals — „nun soll er versprechen, daß er hier bleiben will! Denn er will fort, Mutter!“

Man bat mich so bewegt, zu bleiben, daß ich versprach, noch zu bleiben. Isabelle jauchzte im Hause umher.

„Um ein Reh!“ sagte der Vater spottend.

„Ach, um viel mehr!“ rief Isabelle. Wir lächelten alle; aber die Mutter drückte mir verstohlen die Hand, und

Olympie drückte ihre Schwester an die bewegte Brust.

Ich bleibe also noch vierzehn Tage, dann erwarte ich Dich in Birkfelde bei meinen Eltern. Leb wohl!

1.

Ferdinand blieb noch, war aber entschlossen, recht bald abzureisen, und nach diesem Entschlusse fühlte er sich freier in diesem Hause. Isabelle bat ihn recht oft, die Zeichnung, die er ihr geschenkt, zu vollenden. „Ja, liebe Isabelle! ich will sie vollenden,“ sagte er, das Kind, das ihn so liebte, an seine Brust drückend. Er suchte seine Oelfarben hervor, und er zauberte Isabellen auf die Leinwand hin, wie sie ihr Reh wieder hielt und es an sich drückte. Es wußte es niemand, daß er malte, als Isabelle, die, alle Bemerkungen ihres Vaters nicht achtend,

täglich zu ihm auf sein Zimmer kam. Sie saß neben ihm, wenn er malte. Sie erkannte sich, und erstaunte, daß er sie malte, ohne daß sie ihm saß.

„Ich trage Sie in meinem Herzen, Isabelle!" sagte er.

Das Kind sprang auf und, ihre Arme um ihn schlagend, rief sie mit Leidenschaft: „ich trage Sie auch in meinem Herzen, und könnte ich malen, so würde Ihr Bild, und ich wollte nie ein andres malen als Ihrs, die Lippen öffnen und sagen: ich verlasse Isabellen niemals. Aber ich wollte, Sie hätten Ihre Zeichnung gemalt."

„Die male ich auch, und noch zehn andre dazu, wie ich Sie schlafend fand, wie —"

„Und wie Sie mich in Ihre Arme nahmen, da ich mein Reh zu Ihnen brachte. Auch das, hören Sie!"

Sie wollte es verschweigen; aber da das Bild so wunderschön wurde, vertraute sie es ihrer Schwester, dann ihrer Mutter. Die Mutter kam und erstaunte.

Der Vater kam, und war entzückt von dem Gemälde. „Können Sie," sagte er recht frei — „als Arzt, dem Kranken so viel Leben einhauchen, wie als Maler: so sind Sie der größte Arzt, Herr Doktor!"

„Man sollte auf Isabellen neidisch werden," sagte die Mutter lächelnd. Isabelle jauchzte laut im Zimmer umher.

Ferdinand mußte dem Vater seine Mappen mit Zeichnungen zeigen, und er bat ihn sogar mit Wärme, Olympien und seinen kleinen Schützling, Isabellen, doch beim Zeichnen ein wenig fortzuhelfen. „Versteht sich, wenn Sie Zeit, wenn Sie Lust haben; um zehn Uhr zeichnen die Mädchen."

Um zehn Uhr, den andern Morgen, kam Isabelle, faßte liebkosend seine Hand, und sagte: „um zehn Uhr zeichnen die Mädchen!"

Er ging mit ihr auf Olympiens Zimmer, das er allein noch nicht betreten hatte.

Bei Isabellen war er gewesen;

aber wie ganz anders war es bei Olympien! wie ganz anders! Es war, als träte er in das Heiligthum der Unschuld, und der Jungfräulichkeit. Die schönsten Aussichten von Italien und der Schweiz, hingen an den Wänden; zwischen ihnen standen Blumentöpfe. Die Möbels waren schwarz mit weißem Musselin, die Decke himmelblau, mit goldnen Sternen. Der Kopf einer Muse aus Marmor stand auf dem weißen marmornen Tische unter dem Spiegel. Die Vorhänge waren niedergelassen. Neben der Muse lag eine Bibel, und an der Hauptwand, Olympiens Sitz gegenüber, hing eine schöne Kopie von Raphaels Madonne.

Olympie selbst war noch im Morgenanzuge von schneeweißem Musselin, nur eine Rosenknospe an der verhüllten Brust, war ihr Schmuck; die blonden Locken hielt ein leichtes Band zusammen.

Ihr Vater sah sie so gekleidet niemals. Sie mußte immer in farbigen Kleidern erscheinen.

Isabelle klatschte lebhaft in die

Hände, da sie sein Erstaunen sah. Sie lief bald zu Olympien, und umarmte sie, bald wieder zu Ferdinand, und rief dem zu: „nicht wahr, hier ist es schön? Ach, hier bin ich auch recht fromm! recht fromm! Hier bete ich auch; denn meine Mutter sagt: hier in dieser Zelle der frommen Olympie würden alle Gebete erhört. O, warum haben Sie meine Schwester nicht tausendmal lieber als mich? Aber das wird noch kommen, wenn Sie sie erst so kennen als mich.“

Olympie beugte sich auf ihr Zeichenbret; denn sie wußte, daß es unmöglich war, die Kleine zum Schweigen zu bringen.

Er setzte sich an Olympiens Seite.

Er bat sie sogleich, den Kopf der Muse anzufangen.

Sie that es zitternd. Er half ihr nicht, aber er lehrte sie, erst sehen, und zeigte ihr die Fehler, die sie machte, und warum sie sie machte. Isabelle zeichnete auch; aber sie verlangte durchaus, er sollte nur Olympien lehren. Sie

lief nach ihrem Reh; bei jedem Geräusch sprang sie hinaus und fragte, wenn sie zurück kam: „nun, haben Sie Olympien nicht recht lieb, lieber Braune? Ach, wenn sie nur erst spricht! Ich wollte, sie verlöre sich auch einmal im Walde, und Sie fänden sie wie mich, und Sie legten sie so mitleidig an Ihre Brust, wie mich! Ich bitte Dich, Olympie, sey doch einmal so recht sehr freundlich! Ach, Du weißt nicht, wie gut er ist, und er weiß nicht, wie gut Du bist!"

Dann sprang sie an das Fortepiano, und trallerte und spielte einen Walzer halb, und die andre Hälfte tanzte sie.

„O, sing einmal, Olympie! Braune singt auch. Nur nicht geleugnet; denn ich habe Sie behorcht. Aber Olympie, nun, ich will es nicht vorher verrathen!"

So ging das fort; Olympie erröthete, lächelte, drohete ihr, und hob nun, um Isabellen zum Schweigen zu bringen, ein Gespräch mit ihm an, das erste, was sie mit ihm führte. Es war nur über die Gegend um Holzerode; aber ihre

Stimme war eine schöne Musik, und ihre Gedanken eine noch schönere.

Sie bat, da Isabelle hinaus war, für ihre wilde Schwester um Verzeihung. Sie sagte ihm, wie das Herz des Kindes so unendlich zu lieben verstände, daß es oft ihre Mutter und sie beunruhigte, weil alle ihre Empfindungen so heftig wären. Von Zeit zu Zeit hob sie das blaue Auge auf, um ihn einmal anzusehen, blos um ihren Worten einen Nachdruck zu geben.

Ferdinand hatte alle Zeit, das reizende Gesicht zu studiren, das ihm je mehr das Ideal der Schönheit schien.

Er erhob sogar das Gespräch bis zur Rührung, blos nur, um den Zug des Mitleidens zu sehen, der dann um ihren Mund schwebte.

Die beiden Herzen waren weit genug gekommen in dieser einen Zeichenstunde. Ihm verhüllte die Kunst die schöne Empfindung, die in seinem Busen an zu zittern fing. Olympie verwechselte sie mit der Theilnahme, die ihr Busen gegen alle Menschen fühlte.

„Ich wollte schwören," sagte sie, da er hinaus war — „er wäre ein edler Mann!"

Zu ihrem Vater sagte sie: „ich lerne bei ihm in zehn Minuten mehr, als in der Stadt im Winter bei meinem Lehrer in einem Monate."

Der Herr von Bardestein beschloß also, diesen talentvollen jungen Mann so lange bei sich zu behalten, wie es nur möglich war. Er konnte ihm sogar das Opfer seiner Weisheit bringen, und sein ganzer ordentlicher Lebenslauf gerieth in eine große Unordnung. Die Stunde vor Tisch wurde oft, statt auf dem Büchersaale, im Garten verlebt; oft fehlte Braune und Isabelle ganz. Sie waren frühmorgens auf die Höhen gegangen und noch nicht zurück.

Und wie gern ging Ferdinand mit Isabellen! denn den ganzen Weg durch unterhielt sie ihn von Olympien. Denn Olympie war die Seele ihrer Seele.

Der Vater bat Braunen, Olympien zu malen; aber nach vielen Stocken

kam

kam er damit hervor, daß er ihm die Arbeit bezahlen wollte.

„Es ist mein Gewerbe, Herr Baron!“ antwortete Braune unschuldig — „aber ich lebe bei Ihnen. Und male ich Olympien, so habe ich den Gewinn. Ich bin in Rom gewesen, in Venedig, in Verona, wo die schönsten Mädchen seyn sollen. Ich war auf den griechischen Inseln. Ich habe Gesichter gesehen, Herr Baron, die dem Ideal der Antike näher kommen als Olympie; aber ein Gesicht, das dem Ideal in meiner Brust so nahe kommt als Olympiens, habe ich nie gesehen. Gewiß, Herr Baron, die Kunst ist nicht spröde gegen meinen Pinsel; aber je mehr ich Olympien betrachte, desto mehr fürchte ich, daß ich kein Künstler bin. Ich habe es versucht, ihren Kopf zu malen, und gewiß in den Stunden der Künstlerweihe, wenn ich begeistert war von ihrer Schönheit, wenn ich eben herkam aus einem Gespräch mit ihr, in dem ihr hoher Geist das schöne Gesicht belebte; dann mit dieser Flamme im Busen, die sie

entzündet hatte, ging ich an die Arbeit, hoffend, freudig, es würde mir gelingen: und — ich bin arm, oder die Kunst ist es."

Der Baron verwunderte sich, daß der junge Mann in solchen Ausdrücken von seiner Tochter redete. Er sah ihn durchdringend an; aber Braune fuhr eben so unschuldig fort. Der thörigte Vater ging mit ihm, den Kopf zu sehen, und erstaunte; denn es war Olympie. Sie durfte nur reden.

„Hat sie Ihnen gesessen?" fragte er eilig.

„Nein," sagte er ruhig — „auch weiß ich nicht, ob es nicht so besser ist, wenn sie mir nicht sitzt."

Aber Olympie mußte ihm sitzen. Der Vater befahl es; denn Olympie fühlte in ihrem Busen, daß es ihr fast unmöglich seyn würde, gegen ihm über zu sitzen, ohne die Augen niederzuschlagen. Es war nichts als das schöne weibliche Gefühl ihrer Unschuld. Aber der Vater be-

fahl, und Ferdinand fühlte nur als Künstler.

Sie saß gegen ihm über. Sie erröthete anfangs, so oft er die Augen auf sie schlug. Er redete mit ihr, er erzählte ihr von seinen Reisen, von seinem Freunde, ach, mit der ganzen Begeistrung seines Herzens von seinen Eltern, von seinen Schwestern, und dann versank er in diesem schönen Bilde. Er ließ den Pinsel sinken, und von seinem Auge sank eine schöne Thräne der Liebe. Ach, wer kann es dem Mädchen verdenken, daß ihr Herz in einer sehr schönen Empfindung an zu pochen fing? daß sie mit ihren Blicken die Thräne verfolgte, die langsam über seine Wange rollte, und in dem lächelnden Grübchen seiner Wange hängen blieb, mit ihrem Auge? Er wußte es nicht, daß er den Künstler mit dem Menschen vertauschte, schon längst vertauscht hatte; daß seine Begeistrung die Begeistrung einer aufflammenden Liebe wurde; daß er mit Zittern die Stunde erwartete, wo sie kommen mußte, und sie kam so mit eben dem

Zittern einer verborgenen Liebe. Sie konnte es nur mit einem unbeschreiblichen Erröthen wagen, ihn zu bitten, sie nicht als Hebe zu malen, wie er als Künstler, und wie es der Vater gewollt hatte. „Sie werden mir es zu Gefallen thun!"

„Wie denn?" fragte er mit stockender Stimme, zum erstenmale ahnend, was die Jungfrau scheute, und was in diesem Augenblicke sein eignes Herz verabscheute. Er malte sie als Nonne. Er hatte ihren Wunsch errathen, und seine eifersüchtige Liebe hüllte den Busen Hebes in den keuschen Schleier einer Heiligen.

Der Vater mußte es zugeben; denn der Künstler behauptete, daß dieses fromme Gesicht voll unschuldiger, zarter, heiliger Empfindung keiner Hebe zugehöre.

Das Gemälde wurde vollendet. Es war in Lebensgröße, und zog nicht allein die Bewunderung aller Menschen, die nach Holzerode kamen, sondern auch die bessere Bewunderung des Fürsten, auf sich, der auf einer Reise in Holzerode ein Frühstück nahm.

Der Fürst blieb sogleich vor der Nonne stehen, da er in den Saal trat, mit dem Ach des Entzückens.

„Wie?“ rief er, da Olympie in den Saal kam, mit feurigen Blicken — „es ist kein Ideal? sie lebt wirklich? Und sie leben Beide in meinem Lande, der Künstler und das Original? und ich kenne sie nicht? Wer ist der Maler?“ das fragte er, seinen Blick bald auf Olympien, bald auf das Bild werfend.

„Er ist hier im Hause.“

Braune kam.

Der Fürst ging ihm freundlich ehrend entgegen: „so jung noch, und doch so alt schon?“ sagte er, auf das Bild zeigend.

Braune trat dem Fürsten näher, nicht mit furchtsamer Sitte seiner Landsleute, sondern mit anständiger Freimüthigkeit eines Mannes, der in Italien vor Fürsten, die selbst Künstler waren, als Künstler gestanden hatte.

„Wie haben Sie in dieser Jugend das Ziel schon erreichen können?“

Braune lächelte. Er redete über

die Bildung seines Lebens durch die schöne Natur, in der er gelebt, durch die Dichtkunst, die seine Phantasie früh bewegt, durch den reinen Sinn, den ihm seine Erziehung unter den edelsten Menschen heilig bewahrt hatte. Er schlug auch den Fleiß an, und Italien sehr hoch.

Der Fürst war in Italien gewesen. Das Gespräch wurde lebhafter. Es warf sich von der Kunst auf die Nazionen in Italien. Braune hatte mehr gesehen als die Galerien: er kannte die Völker. Er kannte sogar die Fürsten. „Gut!" sagte der Fürst alle Augenblicke — „schön! recht schön! Fahren Sie fort!"

„Sie sind ein Gelehrter?" sagte er dann.

„Ein Arzt, und der Arzt gab dem Maler die Sicherheit im Zeichnen."

Der Fürst wurde immer mehr eingenommen für den Künstler, der sogar ein paarmal im Kunsturtheilen mit ihm zusammen traf. Er bot ihm, lächelnd und nachsinnend, die Stelle eines Direktors

der Kunstakademie, und seine Freundschaft.

Der Baron lächelte triumphirend über Braunens Glück; aber Braune sagte: „ich wählte den Pinsel und die Arzneikunst, um, ganz unabhängig von den Umständen des Lebens, den Lieblingsplan meiner Jugend zu vollführen. Der ächte Künstler muß frei seyn. Er darf seinem Leben die Flügel so wenig binden, als der Phantasie.“ Er bückte sich.

„Freilich, Sie können so sagen,“ auf das Bild sehend, sagte er das — „was bedürfen Sie meiner; aber ich bedürfte Ihrer.“

Der Fürst fragte den Baron, wie er zu ihm gekommen sey.

Der Baron erzählte, und der Fürst bat ihn, den Künstler doch ja auf den Winter mit in die Stadt zu bringen. „Vielleicht besinnt er sich.“

Der Baron versprach es; und der Fürst reiste ab.

Olympie machte ihre eigenen Be-

merkungen über die kleine Begebenheit. Sie verglich ihren Vater mit Braune.

Ihr Vater, ein reicher Freiherr, stand vor dem Fürsten mit Anstand; aber Braune wie ein freier Mann. Der Fürst hatte über die Aeußerung des Malers, daß auch reine Sitten zum Künstler gehörten, ein wenig gespottet. Aber Braune sagte ernst: „hat der Künstler die Furie irgend eines Verbrechens im Busen; so geht unbemerkt ein Furienzug in das Bild, das er malt, wie der Dichter, der edel seyn muß; wie will er sonst wissen, was edel ist?“

Das hatte Olympien unendlich gerührt, mehr als der ganze Triumph, den Braune erhalten hatte, mehr als alles Lob, das der Fürst in seiner Abwesenheit von ihm sagte.

Olympiens Herz pochte seit der Zeit noch unruhiger. Sie wünschte nichts, sie ahnete nichts; aber sie war sich des Gedankens hell bewußt, wie glücklich das Mädchen seyn würde, das Braune liebte. Aber dann brach sie rasch den Ge-

danken ab, und warf sich an ihren Zeichentisch oder an ihr Instrument.

Der Vater hatte dem Fürsten versprochen, den Künstler mit in die Residenz zu bringen. Er mußte also sehr weich gehalten werden. Das sah der Baron recht wohl. Er sah also über viel Kleinigkeiten weg, die er sonst wohl nicht übersehen hätte. Der Baron schwankte in allen Dingen, die er trieb, die er dachte, die er fühlte. Er hatte Lust, aus seinem Sohn einen großen Mann im Staate zu machen; der Sohn aber wollte Soldat werden, und er war Lieutenant unter den Gardehusaren.

Wie er die aufkeimende Schönheit Olympiens sah, hatte er nicht übel Lust, aus seiner Olympie eine olympische Göttin zu machen, die am Hofe glänzen sollte, mit allen Talenten des Witzes und des Geistes; aber die edle Mutter erzog die Tochter in der Stille des Landlebens zu einer Heiligen, ob er gleich jedesmal, wenn sie den Frühling auf das Gut zogen, schwor: sie sollte nie den Fuß

wieder auf das verdammte Land setzen, wo sie ganz vollkommen für die Welt verdorben würde.

So schwankte er auch jetzt. Er sah recht wohl, daß Olympie mit diesem lebendigen Belvedere-Apoll spazieren ging, zwar immer in Gesellschaft seiner Frau oder Isabellens. Aber er hatte dem Fürsten versprochen, ihn mit zu bringen, und seine Olympie zeichnete so brav, fing an zu malen, und der Apoll mit dem goldnen Lockenkopfe sprach das Italienische so fertig, und lehrte es die beiden Schwestern. Am Hofe des Fürsten wurde viel Italienisch geredet; denn der Fürst liebte es. Dabei rechnete er auf eine so starke Tugend bei dem Apoll und seiner Tochter, die er selbst nicht hatte, und an die er nicht glaubte.

Er that, was er allemal that, bei so einem Falle. Er erklärte seiner Frau, was er befürchten konnte, um am Ende jede Schuld von sich abzuwälzen.

So hatte Braune hier schon drei Monate, und die drei schönsten Monate

des Jahrs gelebt, täglich in dem allervertraulichsten Umgange mit Olympien, mit der Mutter, mit Isabellen.

Die Liebe wuchs so leise in seinem und Olympiens Herzen auf, so leise, so langsam, so unbemerkt auf, daß sie Beide am letzten Tage der drei Monate hätten schwören können, es wäre noch so wie am ersten Tage. Sie waren Beide so gewiß überzeugt, daß eine Verbindung unter ihnen nicht möglich war, daß Olympie ruhig lächelte, wenn ihre Mutter einmal in einer Anspielung warnte. Und Braune hatte so viel mit seiner großen Reise in seiner Phantasie zu thun, daß er gar nicht daran dachte.

Olympie war so unbeschreiblich sanft, und Braune achtete sie so unbeschreiblich, daß die Liebe es mit allen ihren Launen zu keinem Zank zwischen Beiden bringen konnte, in dem die Liebe, völlig erwachsen und gerüstet, hätte hervorspringen müssen. Mit Isabellen wäre es in vier Wochen zu einer Erklärung gekom-

men, war sie in Olympiens Alter und an ihrer Stelle.

Das kleine Ding war die Einzige im Hause, die ihre eigenen Gedanken dabei hatte. Sie brach auch einmal gegen Olympien damit heraus; aber da Olympie heiße Thränen über den Scherz vergoß: so sagte sie eifrig, sich ihre eigene Hand draufgebend: „ich weiß wohl, was ich weiß. Aber ich sage nicht ein Wort wieder," und die wilde Hummel, die ihre Schwester unendlich liebte, hielt Wort.

Die Mutter beruhigte sich bei der Ruhe der beiden jungen Leute; sie hatte nur in ihrer Jugend eine unruhige, leidenschaftvolle Liebe gekannt. Ach, sie kannte die Liebe nicht, die in einem tugendhaften Herzen, nur das Herz ausdehnt und erhebt, um die ganze Seligkeit des Seyns in einer heiligen Stille zu genießen.

Da erhielt Braune einen Brief, und eine Stunde drauf hatte er gepackt, um abzureisen. Er war von Bürger, und hieß so:

„War eine Unschuld in irgend einer weiblichen Brust: so wohnte sie, in ihrem Lilien- und Ehrenkleide, in ihrer; sie hob das fromme Auge nur betend gen Himmel, nie auf einen Mann; das Blut einer Heiligen kreist nicht ruhiger in ihren Adern, als ihren! Sie erröthete nicht, wie ein Kind, weil in ihrer Seele nichts war, als die reine, unerregte Unschuld der Kinder! Sie war so keusch wie Eis; aber das Eis schmilzt von dem warmen Hauche der Luft. Nichts war keuscher als sie auf der Erde. Die verschlossene Rosenknospe buhlt mit dem Schmetterlinge; mein frömmstes Gebet ist üppiger, als sie war! Ein Nonnenschleier verhüllt sehnsüchtige Seufzer, die sie nicht kannte; kein Wunsch hatte je den ruhigen Busen in Wallung gebracht, oder in das Auge eine Flamme geworfen, welche die Tugend nicht für ihre Fackel erkannt hätte. Das Grab war nicht so still als ihr Herz."

„O du Teufel, der du die Unschuld verführtest, wo bist du?"

„Und sie war schön, wie die Liebe, wie

die seligste Liebe, und fröhlich wie der Gesang der Freude, und fromm und schuldlos wie ein Lamm.“

„O, was hatte meine Schwester verbrochen, was? daß des Schicksals verheerende Hand sie so hart ergriff? Ach, sie war so demüthig, daß sie alles, alles wie ein Kind von dem Himmel erwartete, nichts von ihrem eigenen weichen Herzen! Sie hatte sich ja an des Schicksals Brust geschmiegt, wie der vertrauende Säugling an der Brust der Mutter ruhig schlummert; und da liegt sie weggeworfen von der Hand der Schande. O weh!“

„Sieh, ich will wie Hamlet alle andre Gedanken, Wünsche und Pläne, alle Freuden und Hoffnungen aus meiner Seele vertilgen, und nur an sie denken. Schwester, soll das einzige Wort seyn, das meine Zunge nennt.“

„O, könnt' ich dir sagen, wie sie war, wie sie uns liebte, meine arme, verzweifelnde Mutter und mich; wie sie unsre Armuth ertrug, keinen Wunsch hatte, als meinen, kein Glück kannte, als meins; wie

ihre Freude uns erheiterte, wie gesprächig sie war, wenn ich von meinen Hoffnungen redete, und wie sie meiner Mutter Alles wurde, und meins!"

„Ich hätte mein Paradies in ihren Schooß geschüttet, um ihr ein Lächeln abzugewinnen. Alle meine Hoffnungen hatten nur meine Schwester zum Ziel. Sie, ihre unschuldige Gestalt, stand am Ende aller meiner Siegesbahnen; meine Ehrenkränze wollte ich auf ihr Haupt drücken. Und nun! nun! O weh!"

„O, ich Unsinniger, ich trotzte dem Geschick! Ach, ich vergaß, daß ich eine Schwester hatte! O, hätte das Geschick mich auf die Folterbank fest gebunden, ich hätte doch rufen können: das Leben ist ein Seufzer, den der Tod endigt, eine Lufterscheinung, die vorüber ist, wenn sie entsteht. Aber jetzt, jetzt haut der Schmerz, wie der Adler in mein Herz, und ich zähle ihr gequältes Leben nach Sekunden, und jede drückt ihren feurigen Dolch in das unbewahrte Herz meiner Schwester! O weh!"

„Ach, ich fühlte wohl, daß mein Leben ein langes Ach seyn würde. Aber ich verhärtete mein Herz gegen diesen Gedanken, und dachte an meine Schwester. Ihr Bild riß meine Blicke von meinem Leben ab. Ich konnte noch immer glücklich seyn, wußte ich. Und nun? nun?“

„O, was ich träumte! o, mein Freund! Dich wollt' ich, Dich mit in mein mütterliches Haus führen; Du sollst sie sehen, Du sollst sie lieben! in Deine treue Hand wollte ich ihre Hand, ihr Herz, ihr Leben legen. O Bruder, wie froh machte mich der Gedanke, und nun? O Himmel, und nun?“

„Hätten sie mir den kalten Leichnam entgegen getragen, ich hätte gesagt: hat der Himmel dem Leben Deine Tugenden beneidet? Ich hätte mich trösten können; das Trostlose im Leben ist, daß eine Tugend untergehen kann, nicht, daß das Leben sterblich ist!“

„Sieh, o sieh, da trete ich in meine Vaterstadt. Die Wellen der alten Freuden schlugen über mich zusammen. Ich

streck-

streckte schon die Hand nach ihr aus; den Blick, den Freudenthränen benetzen, das ganze Herz, die ganze Seele; ich stürze in das Haus, das geliebte Zimmer. Meine Mutter wendet das bleiche Gesicht von mir ab. Ein Seufzer empfängt mich, ein Unheil weissagender Seufzer."

„Was ist? — frage ich stockend, ahnend."

„Ein Seufzer ist die Antwort."

„Todt?"

„O dann wäre ich glücklich!"

„Aber gut, daß Du kommst, mein Sohn!" — rief meine Mutter, meine sanfte Mutter im Zorn der Tugend — „auf Dich habe ich gewartet. Das Leben ist nichts mehr. Es hat seinen Preis verloren. Eine Schlange umwand das Herz Deiner Schwester im Traum, und hauchte alles Gift geheimer Verführung in den Busen der Keuschheit, goß die Flammen wilder Lust schmeichelnd in ihre Adern. Sie entfloh mit dem Verführer. Geh, suche sie auf! Bring die Unglückliche zurück; aber ihm, dem Verführer — dem

verdammten Verführer ihrer Tugend, und meines frommen Glaubens — denn ich verzweifle, Sohn! ihm verzeihe nicht! Geh! geh!"

„Nein, ich glaubte noch immer nicht. Da gab mir die Mutter ein Billet von meiner Schwester Hand. Da liegt es vor mir, und begeistert mich zu blutiger Rache."

„„Mutter, ich verlasse Dich auf ewig!""" so schreibt sie — „„die Schande hat statt eines Brautkranzes eine ewige Schmach auf mein Haupt gelegt. Ich bin Mutter, ohne Frau zu seyn. Ich gab ihm Liebe, mein Herz, meine Unschuld, mein Glück, meine Mutter, o Dich, meine Mutter! gab ich ihm, meinen Bruder; und er gab mir für alle diese theuren, unersetzlichen Opfer nur Eine Hoffnung! Ach, und diese Hoffnung ist nun alles, was ich vom Leben, vom Glück besitze! O, darum ja verlasse ich Dich, und gehe mit ihm. Ach, diese Hoffnung — Mutter, ist die Strafe nicht zu hart? — diese Hoffnung sehe ich schwanken, und ich gehe

dennoch mit ihm, dessen Auge ich oft mit kaltem Entsetzen betrachte; denn oft blitzen aus seinem Blicke die Worte hervor: ich betrüge Dich! Und dann — dann — o dann! — Ich kann wünschen, der Augenblick wäre da, wo die Eine Hoffnung hin ist. Denn das Grab, Mutter! versöhnt uns alle. O, es versöhnt mir Bruder und Mutter!" "

„Das las ich, o Ferdinand! das las ich!"

„Ich wollte mir von meiner Mutter die nähern Umstände erzählen lassen. Sie wußte sehr wenig, außer daß oft ein junger Mann vor dem Hause vorübergegangen, bei dessen Anblick meine Schwester zuweilen unruhig geworden. Sie wußte nichts, gar nichts; nichts von dem Anfange der Begebenheit, nichts von dem Ende."

„Ich rannte umher in der Stadt, und forschte und horchte, machte Bekanntschaft mit allen Postillionen und Miethkutschern und Hausknechten in den Wirthshäusern, und erfuhr dann endlich, daß ein

Fremder gerade um die Zeit abgereist war, in der meine Schwester verschwunden. Ein reicher, vornehmer Mann war er gewiß, sagte mir das ganze Haus. Er hat sich Golden genannt; man zweifelte aber, daß Golden sein rechter Name gewesen. Er hat ein ganzes halbes Jahr in dem Wirthshause in der größten Stille gelebt. Am Abend sey er oft weggegangen, und häufig war er erst am Morgen zurückgekommen. Sein Bedienter heißt Just: ein hübscher, schöner Mann, mit blondem Haar und blauen Augen, sagten die weiblichen Bedienten. Daß ihn sein Bedienter zuweilen Ihr Gnaden genannt, wußte ein Kind des Wirths, das oft bei ihm auf dem Zimmer gewesen. Er ist abwechselnd schwarz und blau, sehr einfach gekleidet gegangen. Das alles traf mit meiner Mutter Beschreibung. Eigener Wagen und Pferde haben ihn abgeholt, und man bemerkte noch, daß sein Wagen am Abend ohne ihn abgefahren sey. Er hatte zu Fuß das Haus verlassen."

„Ich sagte dem Wirth, der junge Mann sey mein vertrauter Freund, den ich seit Jahr und Tag suchte. Jede kleine Nachricht von ihm würde mir werth seyn. Da gab mir der Wirth ein Lied, daß er seiner Tochter aufgeschrieben hatte. Es war eine schöne, runde Handschrift, fest und klar.“

„Es ärgerte mich, daß er so schön schrieb. Aber er war es gewiß; denn zu Hause gab mir meine Mutter ein Papier, mit ein paar Versen; sie waren von eben der Hand geschrieben. Weiter fand ich nichts.“

„Ich hörte noch oft die Kellner und die Leute in dem Wirthshause über diesen Herrn Golden ab, was er den Tag über getrieben. Er hatte viel gelesen, viel gezeichnet und geschrieben. Seine Bücher hatte er aus einer Lesebibliothek, wohin er oft selbst gegangen war.“

„Ein Herr Golden, der im Engel gewohnt hat, hat bei Ihnen gelesen? fragte ich. Ich möchte gern recht viel von

diesem Golden wissen, ob er der Mann ist, den ich seit Jahr und Tag suche."

„Es war ein edler Mann, ein Mann von großen Kenntnissen, die er aber wohl mehr in der Welt, als aus einem gelehrten Unterricht gesammlet hatte. Ich stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Er hatte viel Englisch gelesen, Geschichte, Reisebeschreibungen. Er war in England gewesen. Er hatte es fertig geredet. Shakspeare und Gibbon waren seine Lieblingsautoren."

„Er nannte ihn wohl zehnmal einen edlen Mann. Er hat den niederdeutschen Dialekt geredet; doch wußte er nicht, ob Westphälisch oder Sächsisch."

„Haben Sie ihn nie um sein Vaterland gefragt?"

„Herr Golden sah gar nicht aus, als ob viel von ihm zu fragen wäre. Er war sehr stolz."

„Eine weitere Bekanntschaft hatte er hier nicht gehabt."

„Seine Wirthsleute bestätigten seinen edlen Charakter."

„O, mein edler Herr Golden, wo ich Dich treffe, Bube, mir sollst du wohl Rede stehen, mir! Wenn nicht eher, doch dann, wenn du am Boden liegst, und mein Fuß auf deiner blutigen Brust steht.“

„O Himmel, ich habe nur ein Leben! O laß es nicht eher endigen, als bis ich ihn gefunden; und entkommt er mir dann: so will ich in eine schmuzige Karthäuserkutte kriechen, und nichts weiter sagen als: memento mori!“

„Ja, zum Teufel! sie hängen um ihre Sünden, um ihre Ueppigkeit, um ihre Verbrechen ihren reichen Wappenrock des edlen Anstandes. Ihre Worte sind tugendhaft, ihre Ehre ist unangetastet. Sie vertheidigen sie mit Kugel und Degen. Aber sie achten des Fremden Ehre nicht, nicht der Unschuld eines armen Mädchens. Welche Ehre hat denn die arme Bürgerin zu verlieren? Die Schönheit ist der Preis der Verführung! Dieses mal Bube, war sie der Preis Deines Lebens. Verkrieche Dich in die dunkeln Abgründe der Erde, wo nur die unterirrdi-

schen Geister hausen: ich folge Dir. Suche Dir eine Freistätte in den Abgründen der Szylla: ich stürze mich in ihren verderbenden Schlund, und kämpfe mit den Ungeheuern der Tiefe um Dein Leben! Fliehe unter den Schutz der größten Fürsten: ich habe ein Leben dran zu setzen, Dich zu ermorden. In den Armen eines Engels will ich Dich treffen, und bedeckte Dich die Geliebte meines Lebens mit ihrer jugendlichen Brust — vergebens! Du bist die Beute meines Arms, und der Gerechtigkeit, der ewigen Gerechtigkeit, die den Bruder der Schwester zum Schutz gab; die dem Mann den Namen seines Hauses übergab, ob ihn gleich kein Herold in einem Turniere, kein Mönch in einem Domstifte als edel verkündigte, ihn rein zu halten von jeder Schmach, daß nicht der Name Hure — o Gott, meine Schwester! Hure!"

„Mensch, ich finde Dich! Am Altare, wenn Du Deine meineidigen Schwüre brichst, womit Du meine keusche Schwester verführtest, finde ich Dich, und ehe Du das

Wort Ja! aus Deinen entweihten Lippen bringst, zittert Dein Herz um meinen Dolch! — Hast Du eine Schwester — ja — o Bösewicht, ich hätte bald geschworen, Deinesgleichen zu seyn, um mich hohnlachender zu rächen."

„Doch, lieber Bruder, Du siehst, daß ich mein Geschäft gefunden habe. Drum reiche ich Dir meine Hand hinüber, wo Du auch bist, und sage: lebe wohl! Sieh, ich geh auf einen ehrlichen, unehrlichen Mord aus, und dazu gebrauch ich keines Spiesgesellens. Darum leb wohl! Leb nochmals wohl!"

„Ich sende Dir hier einen Brief meiner Schwester, damit Du ihre Hand kennst, wenn der Zufall Dich früher zu ihr führen sollte. O, fändest Du sie, mein Freund, o so laß ihn nicht entgehen!"

„Das ist das Testament Deines Freundes. Ich gehe über Dresden, den dritten will ich dort seyn, im König von Polen. Ich bleibe acht Tage dort, wenn Du mich noch etwan einmal sehen willst."

„Geld habe ich; aber doch will ich le-

ben wie ein Bettler, um genug zu haben, wenn das Schicksal ruft: der Augenblick ist da! O wann werde ich diese Worte hören!"

— — —

(Drei Tage darauf.)

„Ist das nicht ein herrliches Leben, Braune? Da hat mir das Schicksal, dieser große Theaterdichter, die Furienmaske gegeben, die Schlangen statt des Haars, die Fackel in der Hand, das schwarze Trauerkleid, das sich den Göttern nicht nahen darf, den unermüdeten Fuß, womit ich das fliehende Wild verfolge über die Erde. Ich folge der Spur seiner Lüste, seiner üppigen Küsse, den Dolch hoch in der treffenden Hand. Seine Träume besuche ich, und er hört das jauchzende Jagdgeschrei der verfolgenden Rachgöttin. Ju! Ju!"

„O gewiß! Er zittert schon! Er erblaßt schon, wenn ein Fremder sein Auge auf ihn heftet. Er träumt von Dolchen,

vom Gift und Strang; denn meine Schwester, sie heißt Zezilie — merke den Namen! — Ach, sie wendet auch den Blick in die Wolken, wie die Heilige; aber ihr Ohr hört den Seufzer des gebrochenen Herzens, hört der Mutter, der sterbenden Mutter letztes Röcheln, das Wehgeschrei der Schutzgeister ihrer Tugend, die sie verließen! — Und die Schwüre des Bruders, sie zu rächen! O gewiß, sie hat dem Verführer ihren Bruder genannt! Mein Name bringt ihn schon jetzt zum Zittern. Denn, eh ich nach Italien ging, sagte sie: „Du gehst? Ach, auf wie lange?"

„Auf lange, sagte ich. Aber Zezilie, wenn Dir etwas ist, so schreib ein Wort. Ich komme zurück, Dich zu beglücken, oder zu rächen."

„Zu rächen? o nein! denn ich weiß, wie Du, wilder Mensch, mich rächen würdest."

„Das wußte sie. Aber ich wollte sagen, o traure nicht, mein Ferdinand! Ist denn der Königsmantel nicht auch ein

Theaterkleid, das von Schauspieler zu Schauspieler wechselt? Ist meine Rolle nicht edler als die Rolle der Sünder, die um Geld sich hassen, um ein Band, um eine Pension? und um ihren Haß mit dem Himmel rechten, mit ihrem Gewissen, und zitternd und bebend hassen? Spielte die Fehme, welche die Heilige hieß, eine andre Rolle, als ich; und war die wahrste Gerechtigkeit so auf ihrer Seite als auf meiner? Nein! nein! die Götter vertheilen die Aemter auf Erden, und mir gaben sie das Amt, die Unschuld zu rächen, und den reichen Verbrecher zu lehren, daß er nicht alles darf, wozu die üppige, übermüthige Lust ihn reizt."

„Ich habe mein Ziel gefunden. Millionen finden es nicht. Hast Du es gefunden? Du? O findst Du es: so bekränze es die Ehre mit Lorbeerkränzen, die Liebe mit ihren zartesten Blüten! Ich habe es gefunden, und seit drei Tagen bin ich ruhig. Wer das Ungeheure säet, muß das Ungeheure ärndten. Ist es mei-

ne Schuld? meine? Ferdinand, ich bin wahrhaft ruhig!"

„Ich muß sogar lächeln, wenn ich den Anfang des Briefes lese, den ich schrieb, ehe ich hier war."

„Ich wollte Dir erzählen, wie ich nach Birkfelde kam, in Deiner Eltern Haus, wie da, da ich meinen Namen nannte, und Deinen, alle Arme sich öffneten, mich zu umfangen."

„Ich wollte Dir schreiben, und ich schrieb ja auch, und in Worten, die so zärtlich und weich waren, wie das Flöten der Nachtigall; denn sie hatten mich da mit ihrer Liebe, mit ihrem stillen Leben, mit der Wahrheit ihrer himmlischen Ruhe so metamorphosirt, daß ich auf meiner Guitarre, die sonst nur von Tirannenhaß erklang, und dem wilden Leben der Freiheit, Liebeslieder sang, Deiner Schwester Therese Namen heimlich in die schönsten Bäume grub, und meine Worte so fein und zierlich setzte, und mit so kläglich weicher Stimme sprach, als wäre ich in einer Kondolenzvisite begriffen."

„Ich trug Deiner Schwester Arbeitskörbchen so voll Ehrfurcht, als läge das Gewebe der Parzen darin. Ich konnte es mit den höchsten Eiden beschwören, sie hätte den kleinsten Fuß, ihre Haut sey weicher und seidner als die des Pfirsichs. Ich konnte mich an dem Musselin ergötzen, den sie zum Kleide trug, und hätte das Endchen Band seyn mögen, das sie im Haar trug, und noch mehr solcher erhabenen Gedanken haben! Ich ging wie ein krankes Küchlein immer hinter Theresen pipend her, machte Verse, und fing ein Trauerspiel zu schreiben an, das wegen der vielen Ausrufungszeichen wie Keilschrift aussah; denn dafür hatte Dein Bruder meine Schrift angesehen."

„Auch ging das recht gut. Denn sie nahmen mich da in ihren Stammbaum auf, und Therese, die, wie sie sagt, von ihrer Mutter — o, welche Mutter hast Du! — die Adels- und Titelkammer von Wien und das Heroldsoffice aus London als erb und eigen geerbt hat, schattete mich ab, wobei dem Gesichte die

ganze Nase fehlte, weil ich ein Narr war, und mich eine Nasenlänge lang langsam aufrichtete, um sie recht anzusehen."

„Deine Mutter erzählte, daß es ihr mit Deinem Vater nicht besser gegangen wäre, und darüber erröthete Therese so sehr, daß ich hinaussprang, und draußen wie toll umhertanzte, weil Therese so roth geworden war.'

„Sieh, es ging weit; denn ich seufzte, und war zerstreut, wenn Therese hinausgegangen war, und redete mit dem Hausmädchen italienisch, und nannte alle Welt, liebe Therese! so daß es ein Elend war, wie die Kinder über mich lachten, und Theresen mit mir neckten, so daß sie mir ganz aufgesetzt wurde."

„Ihrem Zorn war beizukommen; denn ich durfte ihr nur ein Stück von Dir erzählen, was es auch war, daß Du, wie die Engländer, das Messer immer in der rechten Hand behieltst: so lächelte sie wieder und sagte: „nicht wahr, und alles steht ihm an? alles?"

„Ich war Dir so furchtsam geworden

vor des Mädchens sanftem Augenpaar, daß ich auf Spinnenweise meinen Liebeshandel mit ihr trieb. Ich ließ mich auf einen meilenlangen Faden, den ich an diesen Zweig festheftete, an jenen, bis in das Netz, das sie für mich in aller Unschuld webte, herunter, und entfloh, sobald sie eine Bewegung machte."

„Sie sagte, sie könnte wohl leiden, wenn jemand lispelte, weil Du ein wenig lispelst, und — da hast Du den leibhaften Narren — ich fing Dir an so erschrecklich zü lispeln, als wäre eine zischende Schlangensynode im Zimmer."

„Ich habe seit meiner Geburt nicht so viel alberne Dinge angegeben als die vier Wochen in Deinem Hause, und dabei war mir das Herz so groß geworden, als führte ich in meinem Wappen alle Ehren und Würden und Thaten der edelsten Männer des Erdbodens."

„Da ich nun aber endlich bemerkte, meine Stunde hatte geschlagen, da fiel mir denn ein, daß ich nichts war, als Dein Freund, nichts hatte, als Deine

Freund-

Freundschaft; da schrieb ich Klagelieder, und meine glatte Stirn wurde kraus. Aber es war nicht anders. Ich wollte erst zu Hause, und meinem Vaterlande anbieten, als Professor der griechischen Sprache zu dienen. Ich hatte gute Aussichten. Ich sprach französisch, italienisch, neugriechisch, wie Du weißt, und der Minister suchte so einen Mann bei der neu errichteten Ritterakademie."

„Ich schwieg also, und nachdem ich einen sehr finstern Abschied genommen hatte, bei dem — o schöne, entzückende Stunde — — —"

„Pah! ich habe mich da wieder in das Leben der Liebe hineingeschrieben!"

„Das ist nun vorbei, guter Junge! Und wer nicht Knall und Fall eine Liebe abbrechen kann, wenn die Ehre ruft, der wäre nie treu gewesen. Ich habe eine entehrte Schwester! Und meinst Du, ich möchte der Schmach schwere Bürde auf Deiner Schwester Haupt legen? — Nein! nein!"

„Die Parze hat mein Leben gedungen,

die himmlische Gerechtigkeit meinen Arm! Fahrt hin, alle, die ich liebe! Wer der Schwester nicht treu ist, den verwarf die Liebe, die Freundschaft, die Menschheit und Gott. Leb wohl! In Dresden seh ich Dich vielleicht. Leb wohl!"

2.

„Sie wollen fort, Braune?" rief Isabelle, die ihn beim Einpacken fand. Sie sah ihn lang starr an, da er ja sagte. Dann schüttelte sie bedächtig den Kopf, und ging zu ihrer Schwester.

„Halt ihn fest Olympie! Du kannst ihn halten," sagte sie.

Olympie lächelte ein wenig schmerzlich, und kündigte ihrem Vater Braunens Abreise an.

Die Mutter war die einzige, die seine Reise gern sah. Der Vater hatte sein Versprechen an den Fürsten im Auge. Und da er reisen will, und reisen kann, dachte

er: so ist gar keine Gefahr dabei, hier zu bleiben. Er ging mit allen zu ihm.

Braune erklärte so ruhig, daß er auf die Auffoderung seines einzigen Freundes bis den Dritten in Dresden seyn müßte.

„O ja," rief Isabelle — „das müssen Sie, wenn der Freund befiehlt. Aber Sie sollen sagen, daß Sie wiederkommen wollen."

„Ich will, Isabelle. Ich will! Ich lasse ja meine Zeichnungen hier in Ihrer Verwahrung, meine liebe Isabelle!"

„Und wenn Ihr Freund befiehlt, Sie sollten bei ihm bleiben, mit ihm gehen: so müssen Sie gehorchen?"

„Sie wissen, wie der Freund denken muß."

„Das hab ich von Ihnen gelernt, und mehr noch. Aber ich," fuhr sie fort, mit rinnenden Thränen — „ich bin Ihre Freundin. Ich bin ein Kind, sagt man; aber was Sie für Ihren Freund können, kann ich für Sie, und viel schöner, viel fester. Hat Ihr Freund Ihr Leben gerettet? Hät-

te er das? O hätte er das, was würden Sie dann thun? Nun so befehl ich Ihnen, wieder zu kommen."

„Und wahrhaftig, Isabelle, ich gehorche. Sobald ich kann!" sagte er, dem Kinde seine Hand reichend. Es war etwas Kraftvolles, Leidenschaftliches in dem Ton, in der Stellung des Mädchens.

„So laßt ihn reisen!" sagte sie, sich gegen ihre Schwester wendend — „aber bleiben Sie aus: so wissen Sie, daß ich dann aufs neue verschmachten muß, und dann kann mich niemand retten."

Der Vater lachte laut; aber Isabelle sah ihn zürnend an.

Braune versprach dem Vater, ihn gewiß in der Residenz zu sehen.

Dann nahm er Abschied von den Eltern, dann von Olympien mit leisen wenigen Worten, die Olympie mit zitterndem Herzen beantwortete.

Ach sie dachte, was Isabelle sagte, daß sie ja verschmachten müsse, wenn er nicht wieder käme! Sie fühlte auf einmal tief, wie sehr nahe er ihr angehörte.

Er ging. Isabelle schlang den Arm um seinen Nacken, und hing so an seinen Lippen. Dann sah sie stolz um sich her, und ging auf ihr Zimmer.

Olympie folgte ihr.

„Verachtest Du ihn auch?" rief sie zornig ihrer Schwester entgegen — „muß er Dich auch erst vom Tode erretten, ehe Du ihn lieben kannst?"

Olympie schwieg; sie legte nun ihr Haupt auf der Schwester Schulter, und seufzte.

Isabelle schloß sie heftig in ihre Arme, und rief mit lauten, aus dem Herzen kommenden Tönen: „Dich, Dich, Olympie, liebte er von uns am meisten, und Du verstößt ihn so hart!"

Aber Olympie schwieg. Sie fühlte ja, daß sie ihn nicht verstoßen hatte.

„Er war mein Lehrer," sagte Olympie mit sanfter Stimme, und die Hand sanft auf ihr Herz drückend, das so unruhig pochte.

„Mein Retter war er!" rief Isabelle, sich aufrichtend.

„Er ist mein Freund.“

„Er ist meiner! denn Du ließest ihn kalt gehen. Olympie! Olympie! Du meinst, weil ich ein Kind bin, ich sehe nicht. O ich mag Dirs nicht sagen, wie die Mutter mich frägt, ob er — ob Du —“

Olympie zog sie an ihre Brust, und bedeckte den verrathenden Mund mit Küssen.

Aber die Kleine blieb unwillig, und sagte es, daß ihre Schwester nicht ihre Arme um seinen Nacken geschlungen, wie sie. Olympie erschrak, erblaßte, und nun in der Angst Isabellens über ihr Erblassen, ließ sie sich von Isabellen das Versprechen geben, daß Sie nichts mehr von ihrem Lehrer und Freunde sagen wollte.

Das versprach die Kleine, die blasse Wange der Schwester mit ihren warmen Wangen wärmend. Die Kleine flüsterte ihr zu: „ich weiß, daß er Dich sehr liebt. Er hat Dich hundertmal gezeichnet, mich nicht einmal wieder, als nur einmal tanzend; und das, so schön die Zeichnung ist,

bedeutet nichts. Das sah ich gleich. Aber Dich!"

„Hältst Du so Dein Versprechen, Schwester?"

„Ich will es halten; aber so muß ich, ich muß fort!" Sie rannte aus dem Zimmer.

Olympie faltete die Hände, schlug das nasse Auge gen Himmel, und sagte leise: „o gib mir Ruhe und Frieden, guter Himmel!"

Ferdinand ging; denn er wollte gehen, den Weg nach Dresden. Das Geschick seines Freundes beunruhigte ihn eben so sehr, als sein eignes. Er dachte wechselsweise an Olympien, an den Freund, an Theresen. Der Abschied von Olympien hatte sein Herz in die größte Bewegung gebracht. Er fühlte fest, er dürfe sie nicht oft wieder sehen, und dennoch hatte er dem Baron sein Wort gegeben und Isabellen. Er hatte sogar halb und halb versprochen, in dem Hause des Barons in der Residenz zu wohnen.

Obgleich der Baron tausendmal versichert hatte, daß er den Unterschied der Stände verachtete: so wußte er doch wohl, wie sehr das nur Worte seyn konnten. Er wendete den Blick muthig gen Himmel, und sagte dieselben Worte, die Olympie sagte: „O gib mir Ruhe und Frieden, guter Gott!“ Und dann ging er ruhig weiter.

Er nahm Postpferde, und er kam zu rechter Zeit in dem König von Polen, in Dresden, an.

Die beiden Freunde reichten sich die Hände und sahen einander an, als wollten sie, einer in des andern Augen lesen.

„Bruder!“ sagte Braune mit besänftigender Stimme, an Theresen denkend.

„So wollt ich Dich haben, Braune! So! das sollte das erste Wort seyn, wenn Du mich mahnst. Bruder! Ja Bruder bin ich!“

„So meine ichs nicht; so nicht, mein Bruder!“

„Auch Du, mein Bruder! Und wenn

ein Bandit Dir sein Messer heimtückisch in die Brust bohrte: soll ich nicht den Mörder erdrosseln?"

„Ich bitte Dich, Bürger, laß uns erst hier das Paradies besehen! Gewöhne Dich erst wieder an mich, an meine Liebe; und hat die Natur und meine Liebe Dich heiterer gemacht: dann erst wollen wir reden."

„Nein, beim Teufel, nein! Ich frage Dich, höre Du, ich frage Dich: wenn ein listiger, üppiger, verführerischer Bube Deiner Schwester Therese Herz vergiftete, wenn er ihre — was der Weiber einzige Tugend ist; denn will ich frei reden mit Dir — Keuschheit raubte, sie aus Deines Vaters Hause wegstöhle, und sie dann der Schande, dem Untergange Preis gäbe? Sprich Du! nun sprich! sprich aus Deines Herzens Grunde!"

Braune legte die Hand vor die Augen.

„Du hast sein Todesurtheil gesprochen, und Du bist Theresens Bruder nicht. Ich bin ihr Bruder. Ich habe mit ihr

unter einem Herzen gelegen, an derselben Brust habe ich mit ihr die erste Nahrung des Lebens gesogen; meine ersten unschuldigen Freuden mit ihr getheilt. Ich, ich habe sie unterrichtet, ich gab ihrem Geiste den Reiz, ohne den ihre Schönheit den Buben nicht gelockt hätte. Ich stand, wie ihr Schutzgeist an diesem Paradiese, voll Unschuld, voll himmlischer Unschuld, in das der wollüstige Teufel eingebrochen ist, und das er verheert hat. Da! lies ihren Brief! Sieh, sie gab ihm Liebe, Herz, Unschuld, ihre Mutter, mich ihren Bruder; sie gab ihm alles, und er — da lies! Er sagt zu ihr: ich habe Dich dennoch betrogen! da lies! das Grab versöhnt uns alle! das Grab, Freund! und damit gut!"

„Es ist ein edler Mann, hörtest Du von ihm!"

„Desto schlimmer für ihn! so wird es ihn nicht befremden, wenn der Bruder der entehrten Schwester ihm sein Todesurtheil in die Seele donnert! Wußte er, welch ein unschätzbares Gut die Ehre ist;

so — gut denn, so weiß er, daß die Ehre Blut fodert. Wäre er ein verächtlicher Elender, den der Sinne Trunkenheit in ihre Arme riß, und sie in seine: so — wars das jammervolle Spiel der Begierde, des Bluts, so — aber er hat, so höre! höre und sprich nicht von Erbarmen! Er hat von dem Bücherverleiher die Klarisse gehabt, Monate lang; er hat aus dem Buche die Kunstgriffe zusammengelesen, studirt — in kalter höllischer Ruhe studirt, meine Schwester zu verderben. Er hat sie nicht einmal geliebt, denk ich, und ich will darauf schwören. Nein, Mensch, Mensch, sag kein Wort mehr, oder ich entsage Deiner Freundschaft, und zweimal stoße ich den Dolch in seine Brust, und rufe: das für die entehrte Schwester, das für den verlornen Freund!"

„Ich bitte Dich, Ferdinand," fuhr er nach einer langen Pause fort — „mache mich nicht heiß! Denn ich war so kalt, so kalt, und das will ich seyn! so kalt, daß ich mir ein lustiges Liedchen pfeife, so gut, als da wir noch in Italien gingen."

„Wenn er ihr seine Hand gäbe, Bürger?“

„Ferdinand, wie sprichst Du? soll ich wie der Komödienbruder auf dem Pariser Theater, den Tressenhut unter dem Arm, den Degen in der Hand, höflich auf den Burschen eintreten, und sagen: pardonnez-moi, Monsieur! Nein, ich will rauh seyn, wie der Nord! wie der Donner! Ich will ihn anfahren. Was kümmert mich, was er thun wird! Ich bin da, nicht mit ihm zu rechten, sondern zu bestrafen, was er gethan hat.“

„Und Therese, Bürger, Therese!“

„O muß ich Dich bitten, Dich Braune, nicht mein menschliches Blut in Gifttropfen umzusetzen, mich nicht in eine gräßliche Empörung gegen das Schicksal zu ziehen? Verstehen wir uns nicht mehr? oder hat diese entsetzliche Buberei mich mit allen menschlichen Gefühlen schon entzweit? Nein, mein Fluch soll ihn nicht über die Gränze des Lebens hinaus verfolgen. Ich will nicht mir die Augen aus den Augen-

höhlen reißen, wie der blinde Oedip, um das ungeheure Weh, das ich in der Tollheit beginge, nicht zu sehen. Aber so erinnere Du mich nicht an Theresen! Ich habe von dem Schicksal das Amt der Parze. Ich will keinen fremden Haß mit in die gerechte Rache mischen, nicht die Thränen einer untröstlichen Mutter, nicht meine weggeworfenen Hoffnungen, nicht Theresens zärtliche Blicke, nicht den Seufzer der Liebe — der Liebe! o macht mich nicht zu einem Irokesen! — den sie über mein Lebewohl hauchte. Ich will nur den Jammer meiner Schwester an ihm rächen, und dann wie Kain durch das Leben irren, wie jeder Erdensohn, bis das Grab mich und den Schmerz verschlingt. Ich bitte Dich, erinnere mich nicht, Braune! Sag, ich habe Unrecht! sag! so will ich Frieden machen mit dem Teufel, mit der Lust, mit der Pest!"

Braune warf sich schweigend an seine Brust. Sie hielten sich lange und schweigend umarmt.

„Ich heiße nicht mehr Bürger. Mich

hat das Verbrechen, ein fremdes Verbrechen, aus der Zahl der Bürger weggerissen. Ich bin mein eigener König. Ich habe meine Welt für mich, in der ich unabhängig herrsche und walte. Sieh, drum heiße ich von diesem Augenblick an, König, nicht mehr Bürger. Hörst Du? Und wenn ich mich aus Deinen Armen gerissen habe: so kennst Du mich nicht mehr. Begegnest Du mir: so sieh mich mit fremden Blicken an, und kenne mich nicht."

„O, Bürger! Bürger!"

„Das will ich; denn soll man von Dir sagen: sein Busenfreund war ein Mörder? Das versprich mir, wenn Du mein Freund bist, wenn Du nicht auch, wie er, sagst: „ich habe Dich betrogen!" Versprich! denn ich muß alles aufgeben! Alles! Auch Dich!"

Braune legte sein Haupt an des Freundes Busen. Ihre Hände fielen in einander.

„Und nun laß uns in die Gegend gehen!"

Sie gingen. Braune versuchte, die Eisrinde von des Freundes Herzen mit Thränen aufzulösen. Vergebens!

Sie fuhren auf der Elbe in einem Nachen nach Dresden hinab.

Ein junger Mann, mit dem edelsten Gesicht, hatte sich zu ihnen gesellt.

Bürger pfiff sein Liedchen, und sah finster in den Strom.

Der Fremde hatte es mehrere Mal versucht, mit einem von Beiden in ein Gespräch zu kommen. Aber Braune betrachtete seinen Freund mit trauernden Blicken, und gab auf den Fremden nicht acht.

Der Fremde redete mit dem Schiffer, der vorn auf dem Nachen stand. Der Schiffer achtete auf das Gespräch, gab nicht Acht. Der Nachen stieß an einen Baum, der im Strom vom Ufer her lag. Der Kahn schwankte. Der Fremde stand aufrecht, und der Stoß warf ihn in die Elbe.

Bürger sprang nach, ergriff den Fremden, schwamm mit ihm dem Ufer zu,

zog ihn ans Ufer mit seiner eigenen nahen Lebensgefahr.

Er sah ihn finster an, ihn, der eben aufsprang, ihm voll Dank in die Arme zu sinken. „Gesell!" rief Bürger, ihn von sich abhaltend — „ich gab mein Leben für Deins. Denn Deins mag leicht mehr werth seyn als das meine. Es ist gut! Siehst Du, o siehst Du," rief er Braunen zu, der auf ihn zueilte — „siehst Du, wozu ich bestimmt bin? das Schicksal bedarf meiner. Und nun, nun, Du Herzensfreund, mein Pylades, sonst war ichs! nun leb auf ewig wohl! Hier trennt sich unser Weg, unsre Herzen, unsere Freundschaft. Schlag Deine Hand in meine und sage ja, Du willst Deine Schwüre halten. Denn mich hältst Du nicht. Ich muß! Sprich!"

„O Freund, was? Jetzt?"

„Jetzt! jetzt! Ich schreibe Dir immer; und wenn meine Briefe ausbleiben: so wisse, so ist alles vollendet. Leb wohl! laß uns scheiden wie Männer!"

Er fiel an seine Brust, weinte laut, riß sich los und rennte davon.

Braune blieb weinend stehen, deckte mit beiden Händen die Augen, und rief: „Fahre wohl, edler Mensch! und das Schicksal trete zwischen Dich und Deine Wünsche! Suche vergebens, was Du hoffst, und Dein Herz finde Ruhe an dem Herzen des Freundes!"

3.

Der Fremde sah dem Schauspiel mit Erstaunen zu. Das seltsame, fast unfreundliche Benehmen auf dem Nachen gegen ihn; die Reden in einzelnen, aber so bedeutenden Worten miteinander, bald deutsch, bald italienisch; die zärtliche Trauer des einen, die standhafte Gleichgültigkeit des andern, hatte seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Seine Rettung, und dann die Worte, womit Bürger seinen Dank abhielt, die schnelle Tren-

nung, die räthselhaften Worte Braunens: das alles zog sein Herz unwiderstehlich an die Beiden.

Sie gingen beide zusammen nach Dresden zurück.

„Ich darf gewiß nicht fragen," sagte der Fremde — „wer"

Braune schüttelte den Kopf.

„Daß er Ihr Freund war —"

„Mein einzigster."

„Daß er ein edler Mann"

„Der edelste, den die Erde hat!" Und er traurte noch mehr.

Auf einmal faßte der Fremde seine Hand und sagte kalt: „glücklicher Mensch! ich habe nie den Freund gefunden."

Da wendete Braune das Gesicht nach ihm um. Und er sah ein Gesicht, wie er selten gesehen hatte. Er hatte es so wohl auf den griechischen Inseln gesehen; aber dennoch war es ein deutsches Gesicht: Auge und Blick voll lodernder Flammen, und Stirn und Nase voll muthiger, fester Entschlossenheit. Das Haupt voll schwarzer, krauser Locken, die selbst

das Wasser im Strom nicht geschlichtet hatte.

Er sah den Fremden sanft an, und sagte: „ich verlor ihn eben auf ewig!“

„Auf ewig? Wer konnte das wollen?“

„Ein hartes Geschick.“

„Kann Geld den Freund halten?“ rief der Fremde lebendig, seine Hand fassend — „ich bin reich. Reden Sie schnell!“

„Wie könnte Geld ihn von mir trennen? Die harte Hand des Schicksals.“

„Das Schicksal ist zu besiegen, mit Muth und festem Willen.“

„Das eben ists! Sein Wille war nicht zu besiegen, das Schicksal wohl.“

„Er schien nicht so fest.“

„Er wars. Das eben ist das Edle an ihm, daß er immer wahr, immer das Höchste war, und nichts schien; daß er den Menschen aus des Todes Abgrunde emporriß, und den Dank verschmähte. O, hätten Sie ihn gekannt! wie freundlich spielend er das Leben hielt, wie leicht er es trug, wie scherzend; und wie ernst,

wie stark sein Herz war! Wie viel er der Freundschaft vergab, wie viel der Liebe, er der alles gab! Wie er nur über sich selbst herrschte, nicht über das Leben, nicht über den Menschen herrschen wollte! Wie vertrauend er von dem Geschick alles, alles fröhlich aufnahm, von der Hand des Freundes alles, von der Liebe alles!"

Hier sah der Fremde Braunen starr und mit einem seltsamen, finstern Nachsinnen an.

„Und ich habe ihn verloren," fügte Braune hinzu — „das werde ich sagen, wenn eines Freundes Hand meine ergreift."

Des Fremden Hand ergriff heftig seine, und zog sie an sein Herz.

„Ich werde ihn nie wieder finden, nie seines Gleichen!"

Da zog der Fremde ihn an seine Brust, schwor leise: „er soll seines Gleichen wieder finden!"

Der Fremde hing sich an Braunens Arm, ihn begleitend. Der Zufall hatte ihn in denselben Gasthof geführt. Ihre

Zimmer lagen neben einander. Er öffnete sogleich die Zwischenthür. Braune sah es nicht einmal.

Er hatte die Stirn in die Hand gestützt und dachte an seinen Bürger und an sein Schicksal. Er konnte seinen Vorsatz nicht abhalten; denn er durfte nur an Theresen denken: so sprang er mitten in der weichsten Empfindung seines Lebens zürnend, auf.

Ein Meuchelmörder wollte Bürger nicht seyn. O das wußte er! Aber das höfliche Theaterspiel eines Duelles konnte es auch nicht seyn. Er kannte Bürgern.

Er hoffte vom Schicksal, er sollte seine Schwester verheirathet finden; ach, dem widersprach Zeziliens Brief! Oder er sollte sie gar nicht finden, und endlich, nach langem vergeblichen Suchen, in seine und Theresens Arme zurückkehren.

Er wurde schmerzlich hin und her gerissen. Denn wie leicht schrieb nicht Zezilie ihrer Mutter ein Wort, und dann war ihr Verführer verloren!

„O, warum mußte ich ihn lassen! Ich

mußte mit rührenden Bitten, mit der Freundschaft Gewalt mich an seine Seite hängen."

„Aber er hätte mich doch verlassen. Ich kenne ihn ja. O ich kenne ihn! Und hätte ich es nicht selbst so gemacht?"

Bürger war im Hause gewesen, hatte seine Sachen abgeholt und dem Wirth gesagt, er käme noch wohl den andern Morgen einmal zurück.

Das erfuhr Braune, und auf dieses Vielleichthin blieb er den andern Tag, und beschloß, noch acht Tage auf ihn oder auf eine Nachricht zu warten.

Der Fremde ging ab und zu, ohne ihn zu stören. Er aß mit ihm. Er ließ sich von Bürger erzählen. Er suchte mit der zartesten Geduld Braunen zu erheitern und zu gewinnen. Braune sah es kaum. Er machte sogleich den andern Morgen Anstalt, seinen Freund zu malen.

Er malte ihn, gelehnt an einen Felsen, in kraftvoller Stellung, die Hand drohend ausgestreckt gegen eine dunkele

Wolke, die über einer Masse schrecklicher Felsen drohend hing.

Der Fremde saß neben ihm und sah ihn arbeiten, erstaunte, da er seinen Retter lebendig auf der Leinwand hervortreten sah.

In den acht Tagen gewann der Fremde Braunens Herz; denn Braune mußte eine Menschenbrust haben, an der er seinen Schmerz ausweinen konnte.

Er sah ihn schon oft mit seinen freundlichen Augen an, er reichte ihm schon oft die zitternde Hand. Doch den Namen Freund wagte er nicht auszusprechen, bis der Fremde einmal im Finstern mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ihn an seine Brust drückte und sagte: „habe ich denn nicht auch ein Herz? Und Muth, Dein Freund zu seyn? O liebe mich auch! liebe mich! ich liebe Dich!“

In dem Augenblicke leuchtete die Flamme einer Fackel ins Zimmer; Braune sah die schimmernden Thränen auf den Wangen des Fremden. Er umfaßte ihn und nannte ihn Freund.

Da rief der Herr von Sonnenberg — so hieß er — „So habe ich denn gefunden das zweite theure Glück meines Lebens, Dich, Dich, Braune, und nie laß ich Dich!“

Er hielt ihn umarmt, er lehnte seine Stirn gegen Braunens Stirn, und sagte: „aber Braune bedenk, ich halte nicht freundlichspielend das Leben wie er! Ich vergebe der Freundschaft nichts, nichts der Liebe! Ich bin eifersüchtig, habsüchtig, mißtrauisch! Sieh, ich möchte jetzt schon fragen: was seufzest Du? Bin ich nicht Dein? O liebe mich ja sehr!“

„O das war er auch; aber mißtrauisch nicht, und das — o das nicht — Sonnenberg! nicht mißtrauisch.“

„Dieses treue, glühende Herz wurde zweimal verrathen, von der Liebe, von der Freundschaft. Aber so gib Du mir das Vertrauen wieder, Braune! Gib mir es wieder!“

Braune lächelte, und Sonnenberg glaubte dem Lächeln.

Sie blieben noch neue acht Tage bei

einander, und jeden Tag wuchs ihre Liebe. Ihre Herzen waren eins. Ihre Seelen wurden es immer mehr.

Braune fühlte, daß Sonnenberg ihm ähnlicher war als Bürger; aber er ehrte dennoch Bürgern mehr, als Sonnenbergen. Die kleinen, zarten Vertraulichkeiten, die er Sonnenbergen erwies, die Ruhe, die er in Sonnenbergs Armen fühlte, hatte er bei Bürgern nicht gehabt. Sie waren sich ähnlicher; aber Bürger schien ihm mit seinem Troß, mit seinem eigenen Willen, mit dem Hochmuth, der oft in Braunens Leben wild einbrach, dennoch sanfter, nachgebender, als Sonnenberg mit der Glut seiner Freundschaft, die jedes Opfer brachte, was der Freund verlangte. Bürger brachte nie ein Opfer. Es war, als hätte er alles, was er that, selbst gewollt.

Aber diese zärtliche Glut, diese poetische Erhebung ihrer Seelen, in deren Mitte Bürger oft mit einem gemeinen

Gleichniß, oder mit einem Scherz brach, zog sie recht innig an einander.

Sonnenberg mußte heim. Braune mußte ebenfalls nach Birkfelde. Braune aber gelobte Sonnenbergen, daß er auf seiner Reise nach der Residenz zu dem Baron Bardestein gewiß bei ihm einsprechen wollte. Der Weg ging da ganz nahe vorüber. Sie trennten sich, und Braune reiste nach Birkfelde ab.

4.

Eine halbe Stunde vorm Dorfe stieß er auf Theresen, die einsam, den Kopf auf die Brust gehängt, den Weg daher kam.

„Therese!“ rief er, und sie hing, froh aufschreiend, an seinem Halse.

Aber zwischen den Fragen nach seinem Befinden, zwischen den Vorwürfen, daß er so selten geschrieben, und so gar nichts

von allem, was ihm auf seiner großen Reise begegnet war, kam doch immer Bürger vor. „Nicht einmal das, was der Vater das Edelste im Leben nennt, wie Du Deinen edlen Freund gefunden und erworben hast, schreibst Du! O geh! Du hast uns nicht mehr lieb. Aber Du hättest ihn mitbringen sollen; denn der Vater und wir alle, sind neugierig, Euch beide zusammen zu sehen.“ Sie schwieg und wartete auf Antwort.

Er antwortete nicht. Er fragte nur nach allen im Hause. Er eilte vorwärts.

„Hast Du ihn gesprochen? So rede doch, lieber Ferdinand! Wir sind ja in einer Minute ohnehin da, wo ich schweigen muß. Hast Du ihn gesprochen?“

„Ja, liebste Therese!“ sagte er, doch mit einem trüben Blick, den sie nicht sehen sollte.

„Und ist er gesund?“

„Ja!“

„Ja, und immer ja! Hast Du denn nicht ein kleines Wörtchen mehr hinzuzu-

setzen? Er wird uns doch grüßen lassen? Nicht?"

Der Bruder sah die Wangen seiner Schwester, wie sie bei dem Namen seines verlornen Freundes schöner aufblüheten. Er dachte an des Freundes dunkeles Geschick, und er sagte: „er läßt Euch alle grüßen."

Therese schlug die Augen nieder und schwieg. Denn sie wußte des Bruders Kälte nicht anders zu deuten, als mit der Kälte ihres Freundes. Sie hatte nicht den Muth mehr, eine Frage zu thun. Sie wendete das Gesicht an die andere Seite, um eine Thräne, daß sie so vergessen war, von der ziehenden Luft trocknen zu lassen.

„O, liebste Therese," sagte er, still stehend — „weg mit dem Schmerz der doppelten Rührung: wir werden ihn sobald nicht wieder sehen!"

Rasch sah sie ihn an, und, nicht mehr Herr des bewegten Herzens, fragte sie erblassend: „ich beschwöre Dich, Ferdinand, rede! Er ist todt! Dein Gesicht,

Dein Auge voll Thränen, Deine bebende Stimme —"

„Er lebt, er ist gesund, liebe Therese! Aber er ist auf einer Reise begriffen, die lange dauern kann."

„Aber doch endigen wird?"

„Er sucht eine verlorne Schwester."

„O, das ist nicht alles, was Du zu sagen hast! Warum siehst Du mich denn bei der Nachricht nicht an? Du verschweigst etwas Schreckliches, Bruder, etwas Ungeheures. O gib mir doch eine kleine Hoffnung, mein lieber Bruder, und wisse, wisse, was ich allen verschwiegen habe, daß ich — o Du liebst mich nicht mehr, sonst würdest Du nicht so kalt da stehen!"

„Ich kalt? ich? kalt?"

„Nun siehst Du, was diese Worte, Deine Rührung, Deine Lippen verkündigen! Ich bitte Dich, sag' es! Meinst Du, es fehlt mir an Muth, die Nachricht zu hören?"

„Es ist nichts, liebe Therese, als daß er eine verlorne, heiß geliebte Schwester sucht!"

„Zezilien?"

„Eben die."

„Verloren? wie denn? Was er von dieser Schwester erzählte — o Du verbirgst etwas!"

„Nichts." Er faßte ihre Hand, und eilte vorwärts.

Sie hielt ihn. „Ferdinand," sagte sie ernst — „ich bitte Dich sehr, rede! Ich nehme Theil an Deinem Freunde. Ich muß dirs zitternd sagen: Ich nehme Theil an ihm. Drum sag es jetzt, da ich hier mit Dir allein bin. Wenn Du mir die Liebe vergelten willst, aus meiner Kindheit: so rede ja. Verspare es nicht, bis die andern uns umringen!"

„Bei Gott, er sucht eine verlorne Schwester!" rief er ängstlich.

„Bruder, ich will knieend Dich bitten: Du verschweigst etwas Gräßliches!"

„Und einen Feind, der die Unschuld verführte."

„Einen Feind? wie? der die Schwester verführte? O das ist wohl schrecklich! Und was verlangt da die Ehre von dem

Manne? Ich danke Dir, lieber Ferdinand! Ich bitte Dich, es Deinen Eltern zu verschweigen; denn sogleich sagen sie: alle Hoffnung ist hin. Und sie ist nicht hin. Nicht?"

Sie sagte das „Nicht?" so freundlich, daß er ihr nichts anders antworten konnte, als: „ja wohl!" Sie gingen zu Hause.

O welch ein Glück, welche Freuden umschließt ein Haus, in dem die Liebe wohnt und der Frieden!

Die umschlingenden Arme der Eltern, das frohe Gewimmel und das Freudengeschrei der kleinern Geschwister, das den Bruder liebend umringte, zog den Trauernden in den Kreis der Freude mit hinein. Selbst die Wallfarth nach des alten Boisens Grabe wurde ein Freudengang für Alle. Man begleitete ihn zu allen neuen Anpflanzungen, zu Eberhardinens Lebensbäumen, die doch zu blühen anfingen, in das Dorf, zu den alten Bekannten.

Therese hatte sich an des Bruders Arm gehängt, und redete mit frohem Mu-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

the, um ihrer Hoffnung eine schöne Vorbedeutung und Leben zu geben.

„Hat Therese noch nicht gefragt?“ flüsterte die Mutter dem Sohn leise zu. Er lächelte. Das junge Volk machte dem Bruder alle ihre gymnastischen Uebungen vor, die sie von Bürger gelernt hatten. Sie sangen das Lied eines Barkerols im Venetianischen Dialekt, das sie auch von Bürger gelernt hatten; aber er kannte das alles nicht. Aber da riefen sie ihm alle zu: „wo aber hast Du denn Deinen lieben, frohen Freund Bürger?“

Er rollte die Leinwand auf, und rief: „hier ist er!“

Der entzückte Vater schlug den Arm um den Sohn, und feierte den Triumph seiner Kunst.

Die Mutter aber, wie eine Mutter, hatte etwas andres zu fragen; sie warf ihren Blick auf Theresen, und Theresens Gesicht rang mit dem Vergnügen, ihn zu sehen, und mit dem Schmerz der Nachricht, die sie erhalten.

„Warum steht er denn da unter der dun-

keln Wolke, Bruder Ferdinand, und zwischen den wilden Klippen?" fragte sein Bruder — „und Dein Freund war so heiter, immer so froh!"

Die Frage that ihm so weh.

Das jüngste Mädchen zeigte auf Theresen, mit weit ausgestreckter Hand und Finger, sagend: „säße die da bei ihm: so würde er recht freundlich seyn, nicht wahr, liebes Thereschen?"

Therese lächelte nicht, erröthete nicht. Ihr Auge hing auf der dunkeln Wolke der Zukunft, auf der wilden Klippen-vollen, öden, fremden Gegend; und da sie die Thränen nicht länger verbergen konnte, legte sie die kalten Lippen auf ihrer Mutter Hand.

Die Mutter fragte schnell: „das Bild bedeutet doch nichts Ferdinand?"

„Den Mann?" sagte der Vater.

„Vielleicht mehr, als den Mann," sagte die Mutter besorgt — „er versprach ja mit Dir zu kommen, Ferdinand!"

„Er kann nicht."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Mutter suchte die Erklärung dieser Worte auf Theresens Gesicht.

„Er kann nicht kommen, lange nicht! vielleicht nimmer!"

Diese bebenden Worte lähmten den Flug der Freude. „Was ist denn?" fragte der Vater ernst.

„Nichts, gar nichts!" sagte Ferdinand verlegen.

„Sag es nur, Bruder," fiel ihm Therese leise ein — „der Vater ist ein Mann. Er weiß Rath."

„Er sucht seine verlorne Schwester, Vater!"

„O nein, sag nur alles! Er sucht den Verführer seiner Schwester; ach, gewiß mit einem blutigen Vorsatz im Herzen!"

Mit diesen Worten war ihre Stärke weg, sie lehnte sich an der Mutter Schulter. „Hat der Vater etwas gesagt?" fragte sie auffahrend.

Der Vater hatte nichts gesagt. Er gab nur nach einer Pause seinem Sohn einen Wink, und sie gingen allein.

„Ist es so?" fragte der Vater.

Der Sohn gab dem Vater Bürgers Brief, und ging sogleich wieder zu Theresen und der Mutter.

Nachher redeten Vater und Sohn darüber.

„Du hättest ihn nicht verlassen müssen, mein Sohn!“ Er erzählte, wie er von ihm gekommen.

„Bist Du gewiß, daß er keinen Meuchelmord begehen wird?“

„Vollkommen gewiß.“

„Gewiß, daß er Theresen liebt?“

„Mit ganzem, vollem Herzen.“

„Hüte Dich, Deiner Schwester etwas von seiner Liebe zu sagen. Sie liebt ihn, ohne zu es wissen.“

„Und sagst Du von ihm nichts, mein Vater?“ fragte der Sohn ängstlich, besorgt für den Freund.

„Was kann ich sagen? Ich zittre nur vor Theresens Liebe. Deinen Freund hat des Schicksals Hand auf die Spitze des Felsens gestellt, rings mit Abgründen umgeben. Nur das Schicksal kann ihn

retten, das ihn so stellte. Und so laß uns hoffen und schweigen."

Aber Theresens stiller Gram und die trauernde Liebe Ferdinands um des Freundes unvermeidliches Schicksal, lagerte sich doch wie eine dunkele, drohende Gewitterwolke über die glückliche Familie.

In Eberhardinens Auge hingen Thränen eines schweren Kummers, den ihr Mann vergebens zu trösten suchte, bis ein Brief von Bürger die dunkle Wolke auf einen Augenblick zerriß.

Bürger an Ferdinand.

Ich komme mir vor, wie ein Reisender, der, von bösen Geistern getrieben, ohne Ziel durch die Erde rennt. Wer gibt mir einen Faden, um mich aus diesem Labyrinth zu finden? — — Und fände ich ihn nun endlich, stünde ich nun endlich vor der Höhle des Raubthiers — ich weiß wohl,

was ich thun werde, wenn ich das bleiche Gesicht der betrogenen Schwester sehe, und den hohnlachenden Sünder! O das weiß ich! Aber was ich werde, will ich nicht untersuchen; sondern was ich will, wollen soll. Sieh, und dann steht der Komödienbruder von Moliere vor meinen Augen, den Hut in der einen Hand, und die beiden Degen in der andern, mit der höflichen Bitte, die Schwester zu heiraten, oder — dem Buben an die Kehle zu fahren, und ihm den üppigen, sündigen Athem mit der drückenden Faust zu nehmen! Rache habe ich, Strafe er, und meine arme Schwester? Sieh, so jag ich den Gedanken jeden Tag tausendmal durch meine Seele; aber sobald ich ein Eisen in meiner Hand habe: so steht der Meuchelmörder da, und meine zahme, vornehme Ehre zuckt die Achseln bei dem Worte. Was der gedankenlose Zorn thun wird, weiß ich; aber ich wollte, ich könnte alles vergessen, und auf einmal spränge mir das bleiche Gesicht meiner Schwester, und der

Verführer unter die Augen. Das Uebrige mag der Himmel verantworten!

Sieh, da muß ich mein eigenes Glück wegwerfen, um wie eine Furie mit hinkendem Fuß hinter einer Sünde herzutappen. Und wenn nun das geschehen ist, was geschehen muß; wenn das ungeheure Weh, denn das wirds; denn ich bin das blinde unvermeidliche Schicksal — wenn nun alles geschehn ist, das Weh zur Welt, ans Licht geboren: wer wird dann von uns lächeln? wer? Wird das Opfer, was ich bringe, nur Eine Thräne aus dem Auge meiner Zezilie verlöschen? Ich bejammere das Weh, das meine Hand ans Licht reißt. Ich muß. Ich bin die Fackel in der Hand der Furie. Nichts weiter! — Ich sinne, daß mein Gehirn springen möchte, auf eine freundliche, versöhnende Macht, die zwischen uns träte. Ich sehe nichts, als den einen Weg, der in den dunkeln Abgrund führt. Eins kann mich retten, mich! und das Einzige wünsche ich nicht. Wenn ich ihn nicht fände!

Aber ich muß ihn finden; denn wird

nicht Zezilie einmal etwas von sich hören lassen? Und kann ich je aufhören, ihr Bruder, ihr Rächer zu seyn? Sieh, ich stehe wie einer, auf dessen Haupte eine Blutschuld ruht. Er durfte in kein Haus gehen, mit niemanden essen, an keinem Altare opfern, niemanden anreden. Er blieb einsam und fremd mitten unter den Menschen! O Therese! Therese!

O wie dürfte ich die blutige Hand in die reine Hand eines Mädchens legen! wie dürfte ich mit ihrem stillen schuldlosen Leben mein Leben mischen, in dem ein lauerndes Gespenst steht, aus dessen ruhigster Stille auf einmal das Geschrei: Mord! Blut! gräßlich aufjauchzen könnte! O Ihr kennt mein dunkeles Geschick nicht! O welch ein Gott wird mich retten! welcher! O sprich, muß ich nicht vorwärts? darf ich je zurück? Ich gehe meine Bahn! könnt ich vergessen! O Therese! —

(Fortsetzung später.)

Dem Himmel sey Dank, lieber Bruder; der Himmel hat mir ein kleines Geschäft gegeben.

Ich trete hier in einen öffentlichen Garten. In der Allee sehe ich eine Frau, ein junges Mädchen, und in ihrer Mitte einen Mann daher kommen, der angelegentlich mit dem Mädchen redet.

Ich zog ruhig vorüber, obgleich mich der Mensch im Vorübergehen starr ansah.

Ich gehe weiter, und nach fünf Minuten begegnet mir der Mensch wieder, sieht mich wieder starr an, und ich sage — denn ich erkannte ihn — „ach, sieh da, Herr von Boisen!"

Ich kannte diesen Heren von Boisen von Paris her, wo ich ihn zuweilen auf dem deutschen Kaffeehause sah. Ich konnte das milchige Schaumgesicht nicht leiden. Aber in Paris war er mein Landsmann.

„Ach, sieh da, lieber Freund! doch will ich Sie bitten, mich nicht Boisen, sondern Brandt zu nennen. Ich habe Ursach, hier nicht unter meinem wirklichen Namen zu gehen."

„Ich will Sie lieber gar nicht nennen," sagte ich, bückte mich und ging.

Das hätte sonst keine Folgen gehabt; aber jetzt, da ich gerade so einen Sünder suche, der sich aus einem Edelmann in einen Bürger verkappt hat, und dieser Boisen mit seinem Milchgesicht und dem Pariserleben — alle Teufel! wenn ich meinen Mann gefunden hätte!

Da kommt mir, dem der Zorn im Busen brannte, die Frau und das Mädchen, mit denen er gegangen war, entgegen. Ich sehe das Mädchen an, und ein Zug auf dem schönen, holdseligen Gesicht, der mich an Theresen erinnerte — ich hatte mich nicht geirrt — und der eine zweite Flamme zu der ersten in meiner Brust entzündete, machte mich aufmerksam. Sie bogen in einen Seitengang. Ich ging an der andern Seite des Ganges hinter einer dicken Hecke, auf einem weichen Rasen, so daß sie mich weder sehen noch hören konnten.

Die Frau, die den Titel „gnädige Frau" führte, redete in dem Tone und mit der Stimme eines Fischweibes von dem Herrn Brandt, und in übertriebenen gemeinen

Lobeserhebungen. Sie machte dem Mädchen Vorwürfe, daß sie den guten, den reichen Herrn Brandt nicht achtete, da doch ihre Liebe eine Kinderei wäre, aus der nie etwas werden könnte.

Ich bog am Ende des Ganges um die Hecke, und redete ein paar Worte mit Beiden.

Ich hätte schwören können, die gnädige Frau war ein Fischweib, oder noch etwas Schlimmers. Ich ging rasch zurück, und stellte mich an den Ort, wohin sie kommen mußte, unter den Haufen der jungen Kerle, die das schöne Mädchen gewiß nicht ohne Bemerkung vorüber lassen würden. Man redete von der Schönheit des Mädchens, und ich fragte unbefangen, wer sie wäre.

„Eine Fremde, eine Gesellschafterin der Frau von Dornau, die hier den Sommer über auf einem kleinen Landhause sehr einsam und eingezogen lebt.“ Sie war auch eine Fremde.

Den Herrn Brandt kannte niemand. Es war auch ein Fremder.

Sieh Braune, da stand die ganze Büberei vor mir, eben das Bubenstück, das mich, wie den Brudermörder Kain, über die Erde jagte.

Ich legte mich in ein Fenster eines kleinen Häuschens, aus dem ich sie sehen konnte.

Boisen kam, plauderte, ging. Nähernte sich ein andrer Mann: so wieß ihn die edle Kuplerin rauh zurück.

Ich ließ mich vor Boisen nicht wieder sehen.

Sie gingen. Boisen begleitete sie, bis vor ein kleines Landhaus, das einsam genug lag, um jedes Bubenstück zu erleichtern, was das Milchgesicht vorhatte. „Verdammtes Gesindel!" rief ich zornig, mit dem Fuße stampfend, und war fest entschlossen, dazwischen zu treten.

Ein junges Mädchen, das aus dem Garten zur Stadt ging, und das dem Anzuge nach in den Garten gehörte, ging neben mir weg.

Ich folgte ihr, und redete sie fröhlich an. Scherzend gingen wir mit einander.

Ich bat sie, mir den Riemen am Sporn fester zu schnallen. Ich machte ihr ein kleines Geschenk dafür, und fragte nach ihren Eltern.

Nun arbeitete die Geschwätzigkeit ihrer Zunge von selbst. Ich erfuhr, ohne zu fragen, daß die Frau von Dornau in ihres Vaters Hause wohnte, der Gärtner war; daß Mamsell Valke das sanfteste, gütigste Wesen wäre, das man lieb haben müßte, und daß sie oft von Herzen traurig wäre, trotz des reichen, jungen Liebhabers, eines Herrn Brandt, der oft die gnädige Frau besuchte, und daß es wohl auf eine Heirat hinauslaufen würde; denn der junge Herr war der reichste und freigebigste Mensch von der Welt.

„Aber warum weint das hübsche Mädchen?“

Das wußte sie nicht.

Ich erfuhr noch allerlei kleine Umstände: daß die Frau von Dornau eine Langschläferin wäre, daß aber die schöne Mamsell jeden Morgen mit der Sonne auf sey, um in das kleine Birkenwäldchen, das nah

am Garten lag, zu gehen, und daß Herr Brandt immer erst nach zehn Uhr käme, alsdann auch oft bis spät Abends bliebe.

Mir wars, als wären mir die Namen Boise und Balke wie aus einem Traum bekannt; und da fiel mir ein, daß ich beide Namen von Dir, in der Erzählung Deines Lebens gehört hatte. Der Zug von Theresen in des Mädchens Gesicht! Ich sprang vor Freuden in die Höh. Es war mir Armen, als stände ich vor der Pforte der Freude.

Am andern Morgen — denn wie hätte ich einen Tag zögern mögen? — war ich vor der Sonne im Birkenwäldchen, und hatte die Thür des Gartens im Auge.

Sie öffnete sich, und das Mädchen kam hervor, eben so schön wie der schöne Morgen.

Sie ging singend dem Birkenwäldchen zu. Ich stellte mich abseite, um ihr den Rückweg abzuschneiden, und dann ging ich hart auftretend hinter ihr her.

Sie sah zurück, ging ein paar Schritte

seitwärts vom Wege, ein wenig ängstlich, um mich vorüber zu lassen.

Ich sagte ruhig: „Sie eben suche ich, liebes Kind, um Ihnen zu sagen, daß Sie in der Gewalt von ein paar Betrügern sind, Ihrer Frau von Dornau und des Herrn Brandt, der ein reicher Edelmann ist und Herr von Boisen heißt."

Sie stand vor Schrecken mit offnem Munde und ausgespreizten Fingern da, und sah mich furchtsam und doch verlangend an.

„Betrüger?" fragte sie.

„Betrüger!" sagte ich — „wenn Sie nicht wissen, daß Brandt ein Herr von Boisen ist, den ich genau kenne. Und wollte der Himmel, daß Ihr Name Balke — ich kenne die Enkelin eines Oberförsters Balke."

„O Gott!" rief das Mädchen, sich auf die Zähen hebend, die Arme froh ausbreitend, die Augen auf mich voll Freude gerichtet, als wollte sie in den Himmel empor schweben — „o Gott! meinen Sie meine Eberhardine?"

„Die eben mein' ich, jetzt die Frau des ehmaligen Predigers in Holm."

Da flog sie mir näher, und die Freude jagte eine Frage nach der andern: ob Eberhardine noch lebe, ob sie glücklich sey, ob sie sich ihrer noch erinnere? „denn sehen Sie," fuhr sie in verwirrter schöner Freude fort — „ich lebte bei meinem Großvater, dem Patriarchen, dem Prediger in Hemmerborg. O wie ich Eberhardinen liebte! o wie wir sie alle liebten!"

Genug, liebster Ferdinand, sie kannte Dich, sie ist ein Jahr älter als Du. Sie hat in Holm mit Dir gespielt.

Nun zog ich Deine Briefe hervor, und ließ sie lesen, was Du mir schriebst von Birkfelde. — Auch den Namen kannte sie. Ich hatte ihr Vertrauen, und wir kamen nun auf den Anfang unsers Gesprächs zurück: „Sie sind in den Händen von ein paar gefährlichen Betrügern." Ich fragte, wie sie zu der Frau von Dornau gekommen?

Das arme Mädchen ist nach dem Tode ihrer Mutter bei ihrem Vormund.

Die Frau von Dornau sucht unter den lockendsten Bedingungen eine Gesellschafterin. Man traut ihr; denn sie ist mit Wagen und Pferden da.

Die arme Helena ist die sichre Beute der Kupplerin.

„Und nun, liebe Helena," hob ich wieder an — „lassen Sie uns von dem Manne reden, den Sie lieben."

Sie erröthete, und fing an zu weinen.

„Denn sehen Sie," setzte ich hinzu — „ich kann Sie nicht retten."

Sie sah mich mit einem rührenden Ernst an. „O," sagte sie, beide Hände gegen mich erhebend — „meinen Sie es auch ehrlich? Aber," sagte sie rasch, ihr Mißtrauen wieder gut zu machen — „ich glaube, er ist hier."

„Hier? alle Teufel! und Sie sind noch in den Händen dieser Menschen?"

„O Sie wissen nicht! — Er war, den sie meinen Liebhaber nennen, gestern mit auf dem Garten."

„Nun?

„Nun? und Sie —"

„Lieber Himmel! weiß ich doch Ihren Namen nicht einmal, und wer, o wer ist mir lieber als Sie?"

„Sie wissen seinen Namen nicht?"

„Seinen Namen nun wohl; aber nicht viel mehr. Er wohnte gegen uns über. Mein Vormund hielt mich hart. Ich durfte kaum ans Fenster. Aber kam ich ans Fenster: so sah ich ihn mich betrachten. Ich dachte, das bedeutete Liebe."

„Und da liebten Sie ihn wieder?"

„O nein! ich erkundigte mich erst ernstlich nach seinem Charakter."

„Sehen Sie, so vorsichtig! Und hörten?"

„Er wäre ein vortrefflicher Mensch."

„Nun liebten Sie ihn?"

„Mit nichten! Es lief ein halbes Jahr hin, und wieder ein halbes Jahr; und wir hatten noch nicht ein Wort gewechselt."

„Aber desto mehr Blicke?"

„Wohin sollt ich sehen? Er stand immer gegen mir über."

„Woher wußten Sie seine Liebe?"

„O die weiß man ja wohl! Er war blöde; ich wars nicht minder. Da kam die Frau von Dornau. Ich setzte mich ans Fenster mit dem Tuche auf den nassen Augen. Kann man deutlicher reden? Er war in Verzweiflung. Ich wars auch."

„Den Tag vor meiner Abreise trat ich noch einmal ans Fenster, ihn zum letzten Male zu sehen. Er wußte alles: da erblaßte er; aber auf einmal stürzte er aus dem Hause, an mein Fenster, und sagte zu mir in zitternden Tönen: „„o nur noch acht Tage zögern Sie! Ich fliege zu meinem Vater!""

„Gott!" rief ich — „ich muß morgen fort! Morgen! ich muß!"

„Er sah mich noch einmal bittend an, und ich sagte: „o leben Sie wohl."

„Das ist alles, was wir je gesprochen haben."

Ein Liebeshandel in recht antikem Paradiesstyle: nicht wahr Braune? Und nun hättest Du diese Liebe, die es nicht weiter als zu fünf Worten gebracht hatte,

sehen sollen, wie stark sie war, wie mächtig, wie heilig sogar! O seltsame Leidenschaft!

Er war auf dem Garten gewesen. Der blöde Schäfer war in weiten Kreisen um die Geliebte hergeschlichen; und kam er in ihre Nähe: so hatte er vor Erröthen, und dann vor Erblassen nicht ein Wort sagen können.

Mädchenlist reicht weiter. Helena sitzt mit der Frau von Dornau in einer Laube, und der blöde Liebhaber schleicht von hinten herbei. Das Mädchen singt:

Und wüßt ich, wo er wohnte,
Ich schickte Nachricht ihm!

„Nun das ließ er sich doch gesagt seyn?"

„Ja; denn er geht vorüber mit dem Aufwärter, und sagt dem, im Adler wohn' ich, Nummer zwei."

Das erzählte sie mir unter dem holdesten Erröthen.

„Geben Sie mir ein paar Zeilen an den jungen Menschen mit, liebe Helena!"

Ich gab ihr ein Blatt aus meiner Brieftasche, und einen Bleistift.

Sie legte die Finger an die Stirn, und schrieb — nichts. Ich diktirte ihr ein paar Worte, die ihr alle zu warm waren, und dann schrieb sie selbst ein paar Reihen, deren Anfang so eiskalt war, und deren Ende heiß war wie die Liebe. Aber sie wußte es nicht. Seltsame Leidenschaft!

„Und nun, Helena, lassen Sie sich heute nicht von hier bringen, und morgen nicht, es gehe vor, was da will, und müßten Sie auch todtsterbenskrank werden! Und von uns kein Wort!"

Das begriff sie leicht. Ich ging.

Ich ging in den Adler Nummer 2, und sah einen jungen Menschen sitzen mit dem freundlichsten, unschuldigsten, frömmsten Mädchengesicht, das je auf ein paar Mannsschultern gestanden hat. Das Mädchen, und der Bursche hier, waren dem weißen, zärtlichen Taubenpaar vor dem Wagen der Liebesgöttin vollkommen ähnlich.

„Sind Sie Herr Ahlers?" fragte

ich mit einer wahren Flötenstimme, um den jungen Menschen, der verlegen aufgestanden war, nicht aus seinen fünf Sinnen zu erschrecken.

„Ihnen aufzuwarten,“ antwortete ein Lächeln des Mundes und der Stimme. Ich hätte den Jungen auf den Mädchenmund küssen mögen.

„Mamsell Balke hat mir aufgetragen“ — ich suchte das Billet in meinem Taschenbuche, und fand es nicht.

Bei dem Namen Balke erröthete er schöner, tausendmal schöner als ein Mädchen.

„Sie haben an dem Geschick des lieben Mädchens,“ sagte ich, noch immer das verdammte Billet suchend, das nicht da war — „Theil zu nehmen geschienen!“

Er legte die Hand auf die Brust und sagte mit einer ehrerbietigen Verbeugung, nicht gegen mich — diese Verbeugung gehörte in die schönste Ritterzeit — „den allerinnigsten von der Welt!“

„Allein Sie haben so wenig mit ihr

geredet, sie mit Ihnen, daß ich fast glaube, die Theilnahme, die Sie Beide für einander haben, bedarf eines Dollmetschers.“

Er sah mich groß an, und sagte, das Mädchengesicht stolz empor hebend: „nein, mein Herr, meine Theilnahme an dem edlen Mädchen bedarf keines Dollmetschers!“ Es traten Funken in das sanfte Auge, und ein Purpur, der Widerschein einer Flamme in seiner Brust, die ich mit Vergnügen sah, strömte auf seine Wange.

„Denn, denn das Billet, das sie Ihnen schrieb, ist zum Teufel! dann muß ich anders anheben.“

Ich erzählte ihm die Begebenheit von gestern, daß Helena in den Händen eines reichen Betrügers wäre, den ich von Paris her kennte. „Und da,“ fuhr ich fort — „der Name Balke mir ein sehr theurer Name ist, und Helena ist die nahe Verwandtin meines Busenfreundes; so — Sie sehen Herr Ahlers, daß Sie die Mühe übernehmen müssen, der Dollmetscher Ihrer Empfindung zu werden.“

Nun war er wieder das blöde Kind. Er gestand mir seine Liebe; aber er verhüllte sie in so zarte Worte, und doch brach diese Liebe so gewaltsam aus seinem Herzen hervor, und rang mit dem Dufte seiner Worte, in den er sie hüllte, daß ich fühlte, so zart war meine Liebe nicht.

Er hatte Herz zu Allem, nur nicht der Geliebten unter die Augen zu treten. Er nahm den Hut, er wollte Boisen aufsuchen. Er zürnte, und in seinen Zorn hätte sich jedes Mädchen verliebt; so reizend ließ er ihm.

Er hatte seinem Vater seine Liebe verschwiegen, nicht, weil er zweifelt, seines Vaters Bewilligung zu erhalten, sondern weil es ihm unmöglich war, seine stille Liebe jemanden zu entdecken.

Jetzt hatte er seinem Vater alles gesagt, und er hatte die schriftliche Erlaubniß seines Vaters, dem geliebten Mädchen seine Hand anzubieten.

Ich sah voraus, daß, wenn Boisen entschlossen war, wir das Mädchen nicht aus den Händen der Kupplerin, die sich auf

den Befehl des Vormundes stützen konnte, reißen konnten.

Wir beschlossen also, die schöne Helena mit List aus den Händen ihres Entführers zu nehmen, und wir gingen, ich meine beiden geladenen Terzerole in der Tasche, dem Landhause zu.

Ein Wagen fuhr langsam vor uns her, und hielt vor dem Garten.

„Teufel!“ rief ich, meine Schritte verdoppelnd — „wir kommen eben recht!“ Ich trat in den Garten, ins Haus, ich hörte des Mädchens Geschrei, und öffnete ruhig das Zimmer.

Ich sah lächelnd den Herrn von Boisen, dann die alte Kuplerin, deren Gewissen das häßliche Gesicht blaß machte, an. Ich war nun meiner Sache gewiß.

Boisen erschrak wohl ein wenig; aber er faßte sich, und, fest auf mich zutretend, sagte er: „was ist Ihr Begehren?“

Lächelnd sagte ich, so kalt wie möglich, um ihn aus der Fassung zu bringen: „Herr von Boisen, daß ich Ihren Namen kenne, wissen Sie. Aber Sie wissen nicht,

daß ich weiß, Sie haben da mit dem Mütterchen dort ein Komplott gemacht, das schöne Mädchen in Ihre Gewalt zu bringen. Sie hätten, um Ihren Stand zu ehren, den Sie da mit der Kuplerin getheilt haben, ein wenig feiner greifen sollen; denn wenn ich auch die Dame nicht kannte: so würde Sprache, Anstand, die Hände, als ob sie gedroschen hätten, mir alles verrathen haben. Weib," rief ich — „laß das Mädchen los!"

Sie ließ Helenen fahren.

„Welche Rechte haben Sie auf das Mädchen?" fragte er, sich erhebend.

„Die Rechte, die mir mein Muth gibt. Sehen Sie, Herr von Boisen, Sie sind auf einer Reise, hübsche Mädchen zu jagen; ich bin auf der entsetzlichen Reise begriffen, jedem üppigen Schurken die Beute abzujagen. Bei Gott, das bin ich! dazu hat mich das harte Schicksal, wer weiß, auf viele Jahre bestimmt. Sie hat der Zufall auf meinen Weg gebracht."

„O Bösewicht, wenn ich denke, das wäre meine Schwester, die ich suche, und

ich stånde jetzt so vor Dir, und — o du Himmel voll Barmherzigkeit! so werde ich sie nicht finden, wie dieses Mådchen, die der Pesthauch Deiner Lippen nur berůhrte, nicht vergiftete."

„Was soll diese nårrische, tragische Prahlerei?" sagte er kalt und feindlich — „Sie sehen, ich bin ohne Waffen. Sie hoffentlich nicht. Sie haben jemand bei sich; ich bin allein."

„Pah, Herr von Boisen! also ohne Prahlerei erklåre ich Sie ganz kalt fůr einen Allerweltstaugenicht, dem ich berufen bin, so ein kleines, halbes, Viertheil-Achtelgefůhl von Gerechtigkeit einzuprågen. Euch, die ihr mit eiskaltem Blick die List abwågt, in Karaten und Granen, eine Unschuld nicht zu zerstören — denn welch ein kleines Bubenstůck wåre das! sondern sie dem Teufel, der Hölle zuzubereiten, wovon Ihr erst schmaust, dann Er; und da ich das nun fůr schlimmer halte, als auf der Landstraße zu plůndern und zu morden, weil wohl Hochgerichte fůr Mörder, aber nicht fůr Ehrenmörder

da sind: so, mein Hochwohlgeborner Herr von Boisen, habe ich die Ehre, Sie auf einen Gang, mit mir allein, in das Birkenhölzchen einzuladen, um zu sehen, ob Sie so fest stehen vor der Mündung eines Terzerols, als vor einem Bubenstück!"

Ich zog meine Pistolen hervor, und bot ihm eine an.

Die Kupplerin schrie auf, und mit einem Pack beladen, floh sie die Treppe hinab.

„Mir beliebts jetzt nicht," sagte Boisen verächtlich, aber gar nicht furchtsam — „und wären Sie ein Mann von Ehre: so würden Damen nicht Zeuge einer Handlung seyn dürfen, die darum zur Prahlerei wird."

Er verließ das Zimmer. Ich folgte ihm, im flammenden Zorn, und doch lustig, wahrhaftig lustig! Unten faßte ich seine Hand. „Ich weiß, daß Sie Muth haben, Herr von Boisen! Ich möchte an Ihnen meine Rolle probiren, die mir das Schicksal aufgezwungen hat. Sehen Sie, dort ist das Hölzchen und hier ist

eine wohlgeladene Pistole. Ich bitte Sie unterthänig, zu wählen."

„Morgen, mein Herr, Morgen!" sagte er stolz.

„Das bedaure ich, Herr von Boissen, und mögen Sie mir es glauben oder nicht: ich bin der wahre lächerliche Komödienbruder. Beim Teufel! das bin ich! Und da Sie nicht wollen: so — sollst Du sinnlich fühlen, höllischer Schurke; daß Menschen Macht haben, Dich zu belehren, daß nicht alles Recht ist, was Deine höllische Lust gebeut!"

Ich riß aus dem Zaun einen Stock, warf ihn zu Boden, und zählte ihm eine Menge Hiebe in meinem Zorn, der wahrhaftig kalt und komisch war, zu.

Dann half ich ihm auf, und sagte: „jetzt wirds auf Sie ankommen, edler Herr, die Sache vor Gericht, oder vor der kleinen Pistolenmündung mit mir auszufechten."

Sieh, da hätte ich einmal einen Schurken soweit, daß er erblaßt und zitternd und

aus allem Besinnen herausgeprügelt, vor mir stand.

„O, wir werden uns sehen!“ rief er, und floh hinter dem Wagen her, der eben wegfuhr.

Mir war wohl, sehr wohl, und ich ging lachend zu dem liebenden Paar hinauf.

Ich fand sie blaß und erschrocken, von der Begebenheit.

„Was nun?“ fragte ich — „Sie müssen mit uns, liebes Kind! Ich hoffe aber, daß Sie in der Zeit, da ich den Büttel machte, endlich geredet haben.“

Sie errötheten Beide, und schwiegen.

„So geben Sie dem lieben Mädchen Ihres Vaters Papier. Sie wird daraus das Weitere sehen.“

Der junge Mensch gab Helenen die Einwilligung seines Vaters in ihre Verbindung. Das Mädchen las, erröthete und schwieg.

„Eine Verbeugung müssen Sie wenigstens machen, damit man weiß, daß Sie einwilligen, liebes Kind!“

Sie machte mit tief niedergeschlagenen Augen eine Verbeugung, so tief ich sie haben wollte. Ich legte dann ihre Hände in einander, und hob sogleich an: „da die ersten Eltern im Paradiese, in aller ihrer himmlischen Unschuld, zu der Verbindung ihrer Liebe gewiß auch keiner Worte bedurften, weil sie keine hatten, sondern nur ihrer Herzen voll Liebe, ihrer Blicke voll schöner Unschuld, der rothen Wangen voll Scham, und Engel dennoch das Bündniß segneten unter dem Jauchzen der ganzen Natur und des Himmels, und hier ein gleiches Paar voll Liebe und Unschuld und Schweigen steht: so lege ich die segnende Hand auf ihren schönen Bund, und —"

Sie hingen Beide an meinem Halse.

Ich trat nun ans offne Fenster, nachdem ich dem Muthe der Liebenden die Bahn erbrochen hatte, und während er und sie alle die seligen Momente der Liebe langsam durchgingen, von der ersten keimenden Knospe bis zur ganz aufgeblühten Blüte; vom ersten Ausstrecken der Hand die Hand des Geliebten zu berühren, und

die zitternd sich dennoch zurückzieht, bis zu dem ersten Kuß, dem leuchtenden Siegel des vollen Glücks, wo mit den aufeinander gepreßten Lippen ein Leben in das andre fließt, wie zwei Ströme in einander, um vereint ins Meer zu rauschen: während des, und es dauerte eine Stunde, während des sah ich in die Welt hinein, nicht mit Hoffnung, — wie könnt' ich die fassen? — aber mit Lust.

Warum soll ich mein Leben an das Leben eines Schurken setzen? Nein; aber ich will ihn mit der Furcht wie ein Wild durchs Leben hetzen. Mein Dolch soll ihn nicht treffen; aber er soll die kalte Spitze auf seinem Herzen fühlen, wie Makbeth soll er ihn in der Luft schweben sehn, die Spitze gegen ihn gewendet. Mitten in seinen Freuden will ich mit dem kalten Mördergesicht an seine Seite treten, die Hand am Griffe des Dolchs. Und zittert er nicht vor dem Schatten des grausam ermordeten Mädchens: so zittre er vor dem drohenden Auge der nimmersatten Rache des Bruders!

Ich will, wie ein Schauspieler, vor einem Spiegel die auffahrenden Blicke des Entsetzens lernen; die tückischen Züge des kalten, unbarmherzigen Mörders, den wilden Blick der Blutbegierde, bis ich sein Blut zu Eistropfen gemacht habe, bis um jeden üppigen Wunsch das Schrecken der Hölle hohnlachend rauscht. Denn, ach! hört ich hinter mir nicht die Küsse der Liebe, ihr süßes Gelispel der leisen heiligen Schwüre? hörte ich nicht die schönen Seufzer, und die leise jauchzende Stimme der segnenden Natur? und sah ich nicht vor mir das bleiche abgehärmte Gesicht der geliebten Schwester? sah ich nicht das Ringen ihrer hagern, zitternden Hände? hörte ich nicht die tödtlichen Seufzer ihrer Verzweiflung?

Ich kann nicht reden! Nein, ich kann nicht anders! Ich frage Dich noch einmal: wenn Du mich einen Unmenschen heißen willst, wenn ein Bube Deine Schwester T h e r e s e — wenn er — Nein! ich kann nicht anders, wie Du nicht anders könntest.

Könnte ich ihn, wie sonst, in die offnen Schranken eines Gottesurtheils auf Leben und Tod vor den Augen des Volks fodern; könnte ich ihn, wie die heilige Fabel sagt, vor den Richtstuhl der ewigen Gerechtigkiit, drei Tage nach meinem Tode fodern: o so wüßt ich, was ich thun wollte! Aber hat denn nicht das üppiggewordene, feige Menschengesetz dem Bruder, dem Vater, dem Geliebten der entehrten Braut jede Waffe genommen, jede andre, als die verstohlne, die verderbliche Waffe des Mords? Die Gesetze unsrer Vorfahren hatte die Stimme des Himmels gegeben, und die Stimme der Ehre, die auf Erden herrschen soll! Unsre Gesetze sind die Bedürfnisse einer klugen Politik! Und ist es meine Schuld, daß ich nicht mitlachen kann, weil das Gesetz lacht? Sprich! Ich kann nicht anders.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen hatte weggebracht werden sollen; denn Boisen hatte auf dem Wege nach dem Garten das Billet des

Mädchens gefunden, das ich verloren hatte. Sie hatte sich wohl zur Wehre gesetzt; aber es war doch gut, daß wir kamen. Wir packten nun des Mädchens Sachen zusammen, und so — denn die Hände der Liebenden hatten so vielfach andre Geschäfte, daß ich wohl packen mußte, wollten wir fort — so fand ich eine kleine Schreibetafel Boisens, mit ein paar Briefen, die — o der Elende! Ich steckte sie ein. Denn der Bube läuft vielleicht noch einmal über meinen Weg.

Wir gingen endlich, entschlossen, am andern Morgen abzureisen.

Spät Abends erhielt ich ein Billet von Boisen: „Morgen um sechs Uhr erwarte ich Sie im Birkenwäldchen. Erscheinen Sie nicht: so höre ich auf, die Gesetze der Ehre gegen Sie zu achten. Jeder Name ist mir dann gleich, und wäre es der Name Mörder.“ B.

Ich antwortete: „Gesetze der Ehre? O Du Ehrloser! Ich gehe morgen früh von hier nach Schlagholz, um das gerettete Mädchen den Armen der Liebe zu

übergeben. Von dort gehe ich langsam über Braunschweig, Zelle, Hanover, nach Bremen. Es soll mir lieb seyn, wenn mein Weg noch einmal Deinen Schlangenlauf durchkreuzt, Du Feigherziger! Dann steh ich Dir, und mein Weg führt dann über die Leiche eines verächtlichen Schurken weiter.“ B.

Wir reisten ab. Niemand ließ sich auf unserm Wege sehen.

Mein guter türkischer Säbel, den ich von einem Matrosen kaufte, der ihn in einem ehrenvollen Gefecht erobert hatte, und den er nun verkaufen mußte, um Weib und Kind Brod zu schaffen, stand neben mir. Ich war entschlossen, den Buben zu züchtigen.

Wir kamen in Schlagholz an, wo der Vater des jungen Menschen auf einem Gütchen anständig lebt. Der Vater war, wie der Sohn, ein sanfter, gütiger Mensch, dem das Schicksal nichts als ruhige Tage zugezählt hatte, und der eben darum meinte, der Himmel hinge

so blau allen Menschen in das Leben hinein, wie ihm.

Ach, o sieh, mein Freund, unter diesen Menschen erhielt mein Herz eine Stille, eine Ruhe, die ich auch bei dem ersten Eintritte in Dein väterliches Haus fühlte. Aber es gibt auch Seelen, die leichter vom Schmerz befriedigt werden als vom Glück, und dennoch müssen wir alle, alle, diesen Hafen des häuslichen Glücks suchen. Wenn die Stürme des Lebens jeden Wimpel des Ruhms abgebrochen, die Segel der Hoffnung zerrissen, der Sturm daher fährt: so strecken wir die Hände nach der kleinen Hütte im verschlossenen Thal des Lebens sehnend aus. O wehe dem, den der Sturm ewig dahin reißt, bis eine verborgene Klippe das Schiff in Trümmern bricht!

O Therese! Therese!

Sie wurden glücklich, und acht Tage nach ihrer Hochzeit, ging ich meinen dunkeln Weg nach Braunschweig.

Schreib mir nicht! Meine Träume sind schöner als mein Wachen, und fast

glaube ich, daß unsre Träume das Einzige sind, das nicht in des gewaltigen Schicksals Macht steht. O könnt' ich glauben, daß Träume prophetisch sind, wie die Alten glaubten — denn sieh, oft träume ich, daß ich —

Nun beim Himmel! ich fange an, Träume zu erzählen, so wäre ich wohl auf dem guten Wege, ihnen zu glauben. Leb wohl, und schreibe mir nicht, damit Du mir nicht meine Träume verdirbst. Leb wohl!

5.

Therese brachte den Brief ins Zimmer mit starren Blicken; denn sie hatte Bürgers Hand erkannt.

Ferdinand wollte ihn einstecken; aber Therese sagte: „ich bitte Dich, Bruder, lies ihn jetzt! O ich bitte Dich, verhehle mir nichts! Denn sieh, welch ein Unglück wäre nicht zu ertragen! wel-

ches hätten Menschen nicht ertragen! Kennst Du, o mein Bruder, kennst Du eine freundlichere Göttin beim Unglück als die Hoffnung? Gewiß nicht. Ach, ich habe darüber gesonnen, was am meisten dem Herzen weh thut. Ich will es Euch sagen: die Furcht ist es, die Furcht! Die Hoffnung ist blind. Nannte der Vater sie nicht gestern noch die blinden Hoffnungen, und konnte nicht sagen, warum die Dichter sie so nennen? Ach, sie sind zu unserm Troste blind; aber die Furcht hat tausend Augen. Die Furcht ist der Geier, der unerbittlich an unserm Herzen nagt. O verhehlt mir nichts! Kenne ich das Unglück: o so tritt sogleich die tröstende Hoffnung dazu, und malt eine helle Zukunft dahinter. Glaubt mir, die Phantasie, wenn die Furcht sie bewegt, hat mehr Unglück als das Leben selbst. O ich bitte Euch, verbergt mir nichts!"

Es war etwas höchst Rührendes in der Art, wie sie es sagte. Sie stand da gebeugt, mit dem blassen Gesicht. Das

Auge hing auf den Boden, die Hände hingen schlaff an den Seiten, die Stimme war weich und matt, und doch der Ausdruck des höchsten Schmerzes.

Der Mutter Auge flog in Thränen gen Himmel.

Der Vater sagte: „Du weißt, liebes Kind, wie sehr wir Dich lieben!"

„Ach, die zärtlichste Liebe kann fehlen, mein lieber Vater," fiel sie mit sanfter Stimme ein — „und Deine arme Tochter ist so unglücklich! Ihr lächelt zuweilen; ach, wüßte ich, was Ihr wißt: so könnte ich vielleicht auch lächeln. Ich möchte ungern Euch alle betrüben; aber muß ich nicht, wenn man mich allein meiner Phantasie überläßt, die aus Eurem Verhehlen die entsetzlichsten Bilder in dem Dunkel der Ungewißheit schafft? Daß ich ihn liebe, daß ich ihn mit unendlicher Liebe umfasse, das hat mich erst mein Schmerz gelehrt."

Sie erstaunten bei dieser unerwarteten Erklärung.

„Daß er mich liebt, wißt Ihr viel-

leicht; ach, und Ihr thut nicht wohl daran, mir es zu verbergen! O welche Hoffnungen würde ich nicht aus seiner Liebe nehmen! denn was würde ich nicht für ihn thun? Wäre sie auch blind, meine Hoffnung: ach, Ihr wißt nicht, wie nothwendig mir eine Hoffnung ist!"

„Du sollst alles wissen, liebste Therese; — denn bei Gott, Du hast Recht — wenn ich den Brief erst gelesen habe."

„Das dauert eine halbe Stunde; ach Vater, könntest Du ahnen," sagte sie zitternd — „welch eine furchtbare halbe Stunde das für mich ist, o Du würdest nicht —"

Ferdinand riß den Brief auf; aber er konnte vor Thränen nicht lesen. Er gab ihn dem Vater; aber dem gings eben so.

„Gebt ihn mir," sagte Therese — „ich habe keine Thränen, und ich will dem Briefe danken, wenn er mir Thränen gibt."

O wie rührte sie das! Ein lautes Weinen scholl durchs Zimmer.

Der Vater las endlich. Der Anfang erschütterte die arme Therese. Sie erblaßte noch mehr. Aber da die Stelle kam, wo er schreibt, daß er vor dem Namen Meuchelmörder, zittert, da rief sie: „o Gottlob! Gottlob! dieses Entsetzen ist aus meiner Seele."

„Hast Du denn gedacht, Therese!" fragte der Vater mitleidig.

„Vater," antwortete sie mit einem tödtlichen Schauer — „ich fürchtete, der Mord wäre vollendet."

„Nein," rief Ferdinand — „ein Meuchelmörder konnte er nicht werden!"

„Nein," sagte Therese — „aber laß den Vater lesen."

Bei dem Ausruf im Anfang seines Briefes: „o Therese! Therese!" wendete sie nur den Blick gen Himmel, und faltete ihre Hände, als könnte sie die versöhnende Macht seyn, die zwischen ihn und sein Schicksal treten könnte, und die er anrief.

„Mich hat der Anfang beruhigt, lieber Sohn!" sagte der Vater — „Sieh, wie

geschäftig er nach einem Mittel sucht, das schwere Amt des Richters von seinem Herzen zu werfen; wie er ringt, wie er kämpft, und dennoch nie kann, nie darf!"

Er sah Theresen an, aber sie sagte nichts. Sie dachte nur, o wüßte er, wie ich ihn liebte!

Nun kam die Erzählung von Helenen. Die Begebenheit spannte sie an. Eberhardine schrie auf, da sie den Namen Helene hörte. Es war eins der beiden Kinder aus des Patriarchen Hause.

Die Freude brach siegend durch die Trauer. Selbst Therese nahm den zärtlichsten Antheil.

Es wurde erst ein Langes über das Geschick gesprochen, das Boisen wieder mit einem Mädchen des feindlichen Hauses zusammen bringt.

„Und kann nicht seine Schwester so gerettet seyn?" sagte Therese lebendig.

Ferdinand schüttelte den Kopf, und Therese erfuhr nun alles, alles.

Der Brief wurde nun bis zu Ende gelesen.

Dann nahm ihn Therese mit auf ihr Zimmer, und las ihn noch ein paar Mal, und kein Chor eines alten Tragikers wurde je so von der Gelehrsamkeit verdreht, als dieser Brief von Theresens blinden Hoffnungen; und, was das Seltsamste war, sie beredete ihre Eltern und ihren Bruder, daß sie Recht hätte.

Was sie alle deutlich sahen, war der Abscheu, den Bürger vor dem Meuchelmord und die Verachtung, die er empfand, sich mit dem Verführer seiner Schwester zu schlagen. Ihre Hoffnung war, daß er so leicht den Verführer seiner Schwester nicht finden würde. Niemand sagte, daß er sich dieser Hoffnung freute.

Ueber den Namen Therese, der ein dutzendmal in dem Briefe vorkam, machte Therese ganz im Stillen ihre Bemerkungen.

Sie fand daraus, daß sie geliebt war, und mit einem unruhig pochenden Herzen dachte sie, daß mit jedem Tage die Liebe

zu ihr in seinem Herzen wachsen, und das Gefühl der Rache abnehmen würde.

Da nun keine Empfindung unvergänglich ist, dachte sie weiter: so kanns die Rache auch nicht seyn. Er wird also ein Jahr lang suchen, zwei Jahre, höchstens drei, und dann, dann — sie lächelte zum erstenmale wieder, und in ihrem Auge loderten unter heißen Thränen die Fackeln der siegenden Liebe. Armes Mädchen, wenn jede Empfindung vergänglich ist: ist es denn die Liebe minder?

Der letzte Theil seines Briefs über die Ruhe des Menschen im häuslichen Leben, hatte die größte Wirkung auf Ferdinand gemacht. Er dachte noch immer mit Entzücken an die Palmenhaine Indiens, und an ihre unschuldigen Bewohner; aber je mehr er den Kopf Olympiens betrachtete, den er für sich gemalt hatte, desto gerechter fand er Bürgers Sehnsucht nach Ruhe.

Er zeichnete die Hütte im Thal des Lebens. Ein Greis schlummerte im Schatten eines Baums, ruhig mitten im Stur-

me, der hoch das ferne Meer bewegte, mit dessen Zorn ein Schiff mit zerrissenen Segeln kämpfte. Neben Mann und Frau, die vor der Hütte saßen, lehnte Spaten und Sense; neben ihnen lag der treue Wächter des Hauses, der Hund. Ein Haufen fröhlicher Kinder hatten die schlüpfrige Kugel, und die Flügel des Glücks auf der Kugel mit Blumenketten an die stützende Säule der Hütte befestigt.

Er machte die Zeichnung mit tiefsinnigem Ernst, nicht singend bei der Arbeit, wie er pflegte; er dachte viel an Olympien und an den nahen Herbst und an den Winter, wo er versprochen hatte, den Herrn von Bardestein in der Residenz zu besuchen.

Niemand in seinem Hause wußte etwas von Olympien; und fragte Therese, ob der Kopf, den er so oft betrachtete, einem Mädchen gehöre: so war seine Antwort: er ist der Kopf der Muse.

Er fühlte recht wohl, er sollte Olympien nicht wieder sehen. Auch war er von Zeit zu Zeit entschlossen, sein Wort

nicht zu halten. Aber er gründete heimlich eine kleine Hoffnung auf die freie Denkungsart des Vaters, an die er nicht glaubte, auf Isabellens Rettung, auf der edlen Mutter Beistand, auf — mit Zittern dachte er das — auf Olympiens Neigung.

„Und wenn auch!“ sagte er dann, die Hände sanft zusammen schlagend — „ganz kann mir Niemand Olympien nehmen. Ich will sie so oft malen, in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens, und mit ihrem Bilde will ich mich selbst und mein ödes Leben täuschen.“

Sah doch sogar Therese, daß die junge Frau vor der Hütte der Muse ähnlich war.

Sein Vater hielt ihn nicht, und Therese trieb ihn zu gehen. „Vielleicht begegnest Du Deinem Freunde, Ferdinand!“ sagte sie, seine Hand bittend ergreifend.

„O wäre ich ein Mann wie Du! Ich wollte rastlos die Erde durchgehen, und

meine unendliche Liebe sollte ihn mit seinem harten Geschicke versöhnen."

Er versprach der Schwester, nicht ihn zu suchen. Er wußte gewiß, daß Bürger allein sein Geschick ausfechten müsse und wollte; aber er nahm Abschied von allen, und ging.

6.

Sein Weg führte ihn zu Sonnenberg, dem Freunde, an dessen Herz sein Herz mit unerklärlichen, aber festen Banden geknüpft war.

Ein Landmann zeigte ihm sein Haus schon in der Ferne, da er nach dem Dorfe fragte, wo er wohnte.

Es lag mitten in einem Thale, das rings von schönen waldigen Höhen umgeben war.

Das Thal war lieblich von Kornfeldern und Wiesen durchschnitten, von Baumgruppen auf kleinen Hügeln. Ein

kleiner Fluß, der durch einen großen Teich zog, und nur hin und wieder aus dem dunkeln Grün der Ulmen und Erlen hervorblitzte, gab der Gegend Reiz, und die Viehheerden und die geschäftigen Menschen auf den Aeckern ein reges Leben. Nur einzelne Häuser waren, unter Bäumen halb versteckt, um das Herrenhaus im Thale verstreut. Nichts war prächtig; aber alles war schön.

„Das ist unser Herr, der da reitet!" sagte ein Bauer, der sein Korn nach der Mühle fuhr, die auf einem Damme am Teiche lag.

Ferdinand eilte, dem Reuter, der queer über seinen Weg mußte, zuvorzukommen. Er rief ihm zu; der Reuter hielt, gab sein Pferd ab, und nun sanken die beiden Freunde einander in die Arme.

„Wie lange habe ich Dich erwartet, lieber Braune! und nun habe ich Dich, und nun sey hier tausendmal willkommen, hier in dem Thale, das ich fast mein nenne, meine Welt, meinen Hafen, wo ich das Glück bauete, und fand, wenn ein Leben

Glück ist. O ich Undankbarer! O komm! Du sollst sehen, wie undankbar ich bin! Komm, Braune!"

Sie gingen die sanfte Höhe hinab, und Braune, der doch jetzt von dem Gute des besten Landmanns, seines Vaters, herkam, mußte doch gestehen: hier lebte auch ein weiser Landmann! Ueberall hatte der Fleiß sein Füllhorn ausgeschüttet; und überall fand der Künstler sogar die einfache Schönheit der Natur bewahrt. Hier gingen sie im dunkeln Schatten von Baum und Gebüsch, und auf einmal blitzte der Teich seitwärts durch. Die Landschaft erwuchs mit jedem Schritte. Das Wasser blitzte hier und da. Ein Hügel, hoch bewachsen, trat hervor; dann die Kirche eines fernen Dorfs, welches der Fluß einzuschließen schien. Das Wohnhaus verschwand, erschien wieder, und nun stand es da lieblich auf einer grünen Ebene, zwischen Blumen und einzelnen Baumhaufen.

Sie traten in das Haus, und hinten in ein großes Zimmer, das fast schien,

mehr zum Garten zu gehören, als zum Hause: so groß waren die geöffneten Flügelthüren, so weit die Fenster, und überall rankte, und blühete, und duftete und grünte es vor den offnen Fenstern, und vor der offnen Thür lag ein Grasstück; links ein liebliches Gebüsch roth blühender Akazien, aus denen die weißen Stämme der Platanen hervorschimmerten. Rechts rauschte in der Tiefe ein Bach in ein sich sanft senkendes Thal, und drüber hin lag die weiteste Aussicht bis an die Höhen, die schönste Landschaft.

Aber das alles sah Braune noch nicht; denn ihm trat aus einem Kabinette die schönste Unschuld in einer schlanken Mädchengestalt entgegen.

„Er ists, Aurora!“ sagte Sonnenberg mit einem heitern Lächeln. „Er ists!“ Und da trat Aurora näher, und beugte sich, mehr mit dem Lächeln ihres Glücks, als des Empfangs. Und sie faßte Braunens Hand, drückte sie, und sah dabei Sonnenbergen glückwünschend an.

Aber Sonnenberg sagte mit einer Art Wehmuth: „O nimm sie in Deine Arme, Braune, drücke das theure Weib an Dein Herz; denn sie versöhnte mich mit dem Leben! Aurora, o liebe Aurora, er ists ja! Und Du bist so kalt?"

Da öffnete sie die Arme mit der schönen Schamröthe auf den Wangen, und drückte den Freund des Mannes an ihre Brust.

„Und nun, Aurora, führe uns zu Deinem Throne, in das Reich unsrer Liebe und Deiner Herrlichkeit!"

Sie führte die beiden Männer mit vertraulichem Winken, Stille gebietend, in das Kabinet, an eine Wiege, deckte den Flor auf, und lehnte sich selbst über das schlafende Kind, als sollte sie es zum erstenmal sehen, und nicht Braune, und sah dann mit einem Himmels Lächeln — nein, Engel lächeln nicht so liebend als eine Mutter! — zu Braunen empor, dann zu ihrem Manne.

Sonnenberg umfaßte Auroren, gab seinem Freunde die Hand, und sagte leise: „Sieh, Braune, in diesem engen Kreise, den diese drei Arme umschließen, liegt eines Menschen höchstes Glück, dem sonst die Erde zu klein war; und das Leben so arm! O Aurora, o Braune, o mein Sohn! Noch ein Herz fehlt mir!“

„Deine Mutter. Sie wird ja kommen!“

Nun erst betrachtete Braune Auroren, Sonnenbergen, das Kabinett, den Gartensaal. Es war etwas besonderes an allem; aber nichts fremdes.

Aurora war idealisch gekleidet; aber höchst einfach und bequem. Alles schien Putz, und war es nicht, und so schien alles im Hause.

Gegen Auroren über erhielt Braune seine Wohnung, klein, bequem, schön, mit Staffeley und dem ganzen Mahlergeräth ausgerüstet. Eine Thür führte aus seinem Zimmer in den Garten.

„Und nun sey so frei, wie ich selbst, lieber Braune! Ich habe meine eigene

Weise zu leben; aber Du wirst Deine darin nicht vermissen. Ich bitte Dich, nenne meine Frau Aurora! Alle meine Bekannte nennen sie so. Sie wird Dich Ferdinand nennen. Laß uns so viel Hüllen des Lebens wegwerfen, als es möglich ist. Es bleiben noch immer genug. Das Herz bedarf ja noch immer der armen Sprache, des Händedrucks, den der Feind nachmachen kann. Ich bitte Dich, Ferdinand!"

„Von Herzen gern," rief Ferdinand mit froher Begeistrung, und fiel an die Brust seines Freundes. Und da Aurora den beiden Männern nachkam in den Garten, nannte er sie Aurora, und sie nannte ihn ein wenig stockend, ein wenig erröthend: „Ferdinand!"

Das war ein wenig fremd; aber schon nach Tisch — Aurora deckte selbst mit Hülfe eines jungen, hübschen Mädchens aus dem Dorfe den Tisch im Garten — nach ein paar Gläsern Champagner, nach einem herzlichen Gespräch voll Vertrauen, war das Fremde verschwunden, und sie saßen

noch eine Stunde mit Auroren um die Wiege her, im menschlichen Vertrauen der Freundschaft.

Ferdinand bemerkte sogleich einige auffallende Seltsamkeiten in Sonnenbergs Hause. Die Bedienung bestand durchaus nur aus ein paar jungen Bauermädchen, die aber so freundlich behandelt wurden, daß ihnen das Glück von den Gesichtern leuchtete. Sie waren nur freundlicher, was hier für gute Sitte galt, redeten nur wie Herr und Frau, waren einfacher gekleidet, und jungfräulicher: das war alles, was sie von den Mädchen des Dorfs unterschied.

„Sieh, mein Freund, so habe ich keine Müßiggänger und keine Ueppigkeit im Hause; ein großer Gewinn, glaube mir!“

Anfangs hatte Sonnenberg und seine schöne Aurora Besuch genug aus der Nachbarschaft gehabt; da aber der Tisch Sonnenbergs einfach blieb, und sein Wesen noch einfacher: so trennte sich von selbst, was ihm ewig fremd bleiben mußte, und es blieben nur wenige Besu-

che übrig, die aber auch für die Geselligkeit von Werth waren.

„Ist es nicht dennoch zu wenig?“

„Gewiß nicht, Ferdinand; denn was auf Deiner Zeichnung des häuslichen Lebens so bedeutend neben dem jungen glücklichen Paare steht, der Spaten und die Sense, die Arbeit der Saat, und die Ernte, fehlt uns nicht. Nimm dem Glücklichen die Arbeit, und er muß mitten im Genuß verschmachten, wie Tantalus, dessen Durst das Wasser ewig versiegt. Der Reiche, jeder Mensch muß eine Arbeit, eine Arbeit, kein Spiel, haben! Wir habens, und so hoffe ich, wird mein Glück dauerhaft seyn.“

„Ich hatte einen Hofmeister — es hätte mir das ganze Glück meines Lebens kosten können — ein Mißtrauischer von Charakter, und ein Zweifler von System. Die Wahrheit selbst war ihm nicht wahr, die Tugend nicht rein genug. Ich habe ihm viel zu danken, obgleich er, da ich älter wurde, mein Herz mit einem unermeßlichen Mißtrauen gegen alles Schöne

füllte, gegen Freundschaft, gegen Liebe, gegen den Menschen. Bei ihm, dessen Welt die Bücher waren, der unter Büchern lebte und starb, blieb das eine gelehrte Hypothese, die er mit aller Gelehrsamkeit verfocht. Bei mir, dem ehrgeizigen, heftigen, hochmüthigen Jünglinge, der gern seine eigene Luft geathmet hätte, um nicht mit andern die gemeine Luft zu athmen, trat alles ins Leben als That, als Wunsch, als Leidenschaft hinaus. O, ich will Dir einmal erzählen, auf welchen halsbrechenden Wegen ich mein Glück gefunden habe! Wenn mein Alter über das Leben mit mir philosophirte, und untersuchte, was Glück war, was nicht: so setzte der alte ehrwürdige Mann seine schwarze Perücke ab, zog seinen schwarzen Rock aus, um freier in seinen Bewegungen zu seyn, und dann bewies er mir, und beschwor mich dabei mit aller Zärtlichkeit, der er fähig war, Acht zu geben — er liebte mich wirklich! — dann bewies er mir: daß Genuß, Reichthum, die Befriedigung aller sinnlichen Begierden, und

auch der edelsten, der geistigsten — und dabei hämmerte er heftig auf den Tisch — ohne Arbeit eine taube Nuß wären. Arbeit, eine ernste Arbeit, mit einem fernen Ziel ist der Felsgrund, auf dem der Tempel des Glücks erbaut werden muß. Was, zum Geier! Ihr Reichen, so thut die Augen auf! was hat denn der Tagelöhner, der Handwerker im Leben, was der Gelehrte, den der Staat, seine harte Stiefmutter verhungern läßt, im Leben, als die Arbeit, und die paar frohen Minuten dazwischen? Das setzte er mir auseinander, und ich mußte mit ihm ordentlich darüber feierlich disputiren. Das drückte sich tief in meine Seele. Ich arbeite täglich gute sechs Stunden in der Geschichte, lese die Quellen, schreibe, muß berichtigen, fange eine Sprache nach der andern an. Ich rufe mit ihm oft recht herzlich: das Leben ist kurz, die Kunst lang! Aurora hat den Haushalt, die Aufsicht der Mutter über die Leute, das Geschäft des Armenwesens, was ein Geschäft und eben darum nützlich geworden ist. Sie gibt

nicht nur, sie trägt zu Buche, was für das, was sie gibt, gewonnen wird. Sie hat Talent für die Musik. Das ist ihre Arbeit, eine Arbeit, nicht Unterhaltung. Das wirst Du sehen, wenn Du sie zum Klaviere mit Deiner Flöte begleitest, daß sie nicht spielt, sondern Musik weiß. Sie lernt englisch, und liest für mich den Hume. Das thut freilich die Liebe; aber sie gewinnt Geschmack an der englischen Geschichte, weil sie anfängt, sie zu verstehen. Die Naturgeschichte, der Gartenbau, die Ausführung meiner Ideen im Garten, die sie mir abnimmt, weil sie weiß, ich habe die Zeit nicht, gewinnt ihrem Geiste unvermerkt eine neue Art von Arbeit ab. Sie hat die Harfe angefangen, und eine Guitarre liegt bereit für Dich und für sie. So viel Mühe kostet es dem Reichen, das Glück an den flüchtigen Flügeln festzuhalten! Die Mutterliebe, die Erziehung wird ein neues Geschäft für sie und endlich der süßeste Lohn unsrer Weisheit. Ich habe meinem Alten, der nicht vom Zimmer kam, der bei

der Morgenröthe, und bei meiner Auro-ra an nichts anders würde gedacht haben, als daß der Name ganz griechisch wäre, nämlich αυρωρα, die Morgenzeit, unendlich viel für das Leben, das er nicht kannte, zu danken. Er kannte das Leben nicht; aber die Lebensweisheit. Er nannte die Liebe, auch die reinste, eine Metze, die Freundschaft ein Verbrechen gegen die Gerechtigkeit. Er kannte nur griechische Tugenden, wie griechische Dichter; aber er war dennoch ein Weiser, dessen Grab ich hoch ehre.“

Sonnenberg hatte nur die finstre Weisheit seines Lehrers mit den Blumenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Künste und der Geselligkeit ausgeschmückt; aber so war sie die himmlische Aphrodite geworden, in deren Gefolge die Grazien mit den Musen vereint sind.

Aurora hing mit unendlicher Liebe an ihrem Mann, mit einer Verehrung ohne Gleichen, mit einem ganz unbedingten Gehorsam gegen alle seine Wünsche; aber zugleich mit dem kindlichsten Ver-

trauen, mit der allerfreundlichsten Treuherzigkeit: und so kam Ferdinand alle Tage mehr dahinter, wie unbeschreiblich rein und groß, und mit Achtung gegen Sonnenberg, wie verdient das Glück seines Freundes war. Aber doch, wenn er zuweilen Sonnenbergs Hand faßte und sagte: „o wie unbeschreiblich gut bist Du! so konnte wohl Aurora holdselig sagen: ach Sie wissen nicht, Ferdinand, wie grausam dieser Mann da hat seyn können!“

Dann saß Sonnenberg ernst da. Aurora warf sich in seine Arme, und mit Thränen in den frommen Augen rief sie: „Könnt' ichs denn fühlen, wie glücklich wir sind, jetzt, und immer, wenn ich jene Tage vergäße?“

„Du sollst mich erinnern, Aurora! Du sollst, Du mußt!“

Ferdinand sann nicht einmal darüber nach, was das bedeuten könnte; aber es hatte eine furchtbare Deutung. Denn Therese, zu Hause, brachte zit-

ternd einen Brief von Bürger an ihren Bruder in ihrer Eltern Zimmer.

„Er muß schnell besorgt werden, Therese! Schreib die Addresse darauf, und sende ihn auf die Post.“

„Der Brief ist an mich, Vater!“ sagte Therese, und brach das Siegel auf. „O will denn Niemand meinen Schmerz kennen?“ rief sie im bittern Vorwurfe.

Sie las mit zagender Stimme laut vor: „Endlich, Ferdinand, obwohl ich nichts davon begreife, stehe ich vor der Höhle des Räubers. Endlich! Endlich! sage ich mit entsetzlichen Gefühlen; denn ich stehe zu gleicher Zeit vor dem dunkeln Schleier meiner eigenen Zukunft, der eben zerreißt, um mich in die dunkle Höhle der Vernichtung, meiner Vernichtung schauen zu lassen.

„Wie dem auch sey! Ich habe dem Schicksal den Handschuh hingeworfen. Es hob ihn auf, und ich trete in die Schranken mit ihm, mit dem gewaltigen Schicksal, mein Freund!

„Es war mein freier Wille. Ich habe Niemandem etwas vorzuwerfen, nicht einmal mir selbst. Denn was ich that, mußte ich noch thun, würde ich noch thun, und bräche die Achse der Welt, und versiegte die Quelle des Werdens, und verlöschte die Mitternacht des allgemeinen Chaos das Licht der Schöpfung! Was kümmerts mich? Ich muß! Ich muß!

„Was nun noch kommen kann, o das ist längst überwunden!

„Ich sah heute die untergehende Sonne an. „Geh hinab!" rief ich — „geh auf! du hast tausend solcher Jammergeschichten beschienen. Die Zeit bedeckt mit ihrem Leichentuche die Seufzer der armen Menschen, und wie hier das Grab Blumen hervortreibt, so auch dort! — —"

„Ich habe den Wunsch meines Herzens erreicht, und zittre. Das allein sollte ich nicht. Aber habe ich, ich nicht auch Wünsche? Hatte ich nicht auch Hoffnungen sogar? So höre denn, Ferdinand! Ich liebte Deine Schwester, mit allen Flammen einer tugendhaften Leiden-

schaft. Ich hebe die Hand zu dem Orion empor, der in Osten empor gegangen ist, und schwöre: „Ich liebte sie! Ich liebte sie unendlich!"

„Wie der Orion in den Strahlen der Morgenröthe steht, so stand mein Herz in den Strahlen einer aufgehenden Hoffnung. Aber mein Winter ist gekommen, wie ihm. Die Morgenröthe der Hoffnung schläft, und mir wird sie nie erwachen. Nie!

„Was soll das Jammern? Höre! Ich gehe in Hannover auf die Post, um von Dir, wie ich Dir schrieb, ein paar Worte zu haben, und erhalte folgende Worte: „Ein Zufall, mein Herr, machte mich mit Ihren Briefen bekannt, die Sie Ihrem Freunde Braune geschrieben. Ich bin bereit, Sie den Verführer Ihrer Schwester Zezilie kennen zu lehren. Den Vierundzwanzigsten bin ich in Hannover, und hole Ihre Addresse von der Post. Ich muß Sie bitten, weder nach meinem Namen zu fragen, noch nach der Art und Weise, wie ich Ihre Schwester

kennen lernte. Das Einzige, was ich thun kann, ist, Sie nach dem Orte zu führen, wo Zezilie lebt, und wo ihr Verführer ist. Leben Sie wohl!"

„Den Brief erhielt ich, heute, den Zweiundzwanzigsten. Also übermorgen!

„Wenn ich überdenke, welch ein entsetzliches Gespenst der übermorgende Tag aus der Zukunft Dunkel an das Licht spinnen kann, und wie es meine Phantasie mit dem Schrecken der Gorgone ausstattet, und bedenke ich, daß die Wahrheit noch schrecklicher seyn kann, als die Phantasie: so wird mein Blut zu Eis! Sieh, mein Geliebter, und wenn ich nicht Deine Schwester liebte: so würde ich dem Allen nicht entgegen lächeln; aber, ich hoffe, kalt entgegen sehen und sagen: ist es denn meine Schuld?

„Meine Schuld ist es nicht; aber mein Unglück, und so laß uns scheiden!

„Ich weiß nicht, welch ein Stern der Hoffnung aus dem finstern Dunkel mir zuweilen entgegen strahlt. Aber dem sey, wie ihm wolle, Ferdinand, ich komme,

was

was auch mein Geschick seyn mag, nach Birkfelde. Trage ich um den Arm einen Trauerflor: so frage mich nicht, wie gehts? sondern falle an mein Herz und sage: Lebe wohl! unglücklicher Mensch, lebe wohl! Dann laß mich noch einmal das Bild eines zu geliebten Mädchens in meine Seele drücken und des verlornen Glücks, und dann laß mich fliehen auf ewig."

„Du siehst, ich kann zuweilen denken, ich könnte ohne Trauerflor zu Dir kommen, und der Gedanke, Braune, steht Dir dafür, daß ich sanft, nachgiebig meinem Geschick entgegen trete, nicht trotzig. Und so leb wohl!"

Das las Therese mit oft brechender Stimme, und mit lebenlosen Augen setzte sie hinzu: „Gestern war der Vierundzwanzigste, Vater!"

„Es ist also geschehen."

„Was? Lieber Vater, was?"

„Des Schicksals Wille, Therese, dem Du sanft und nachgiebig, wie er, entgegen treten sollst, nicht trotzig. Und die-

ser Brief des Unbekannten — ein Unbekannter ist er nicht. Von wem kann er seine Briefe bekommen, als von Deinem Bruder? Ich weiß nicht, wie er, wie Du übersehen kannst, daß dieses Erbieten eines Fremden, ihm die Schwester und ihren Verführer zu nennen, ein froher Wink der Hoffnung ist. Vielleicht daß jetzt er schon wieder im Sonnenschein des Glücks steht, während wir noch hoffen, nur hoffen. Sende den Brief sogleich an Deinen Bruder."

Therese konnte nicht hoffen, so nahe war die Entscheidung. Jeder Tag ging langsam, wie auf Krücken an ihr vorüber und bellte die Arme an mit Unheil bedeutenden Worten und mit schwarzen Vorzeichen des Unglücks.

Doch hatte ihr Vater Recht; ihre Freunde standen an ihrem dunkelsten Tage im Lichte der schönen Versöhnung. Sonnenberg war der Verführer. Aurora war Bürgers Schwester, Zezilie.

Sonnenberg hatte Ferdinan-

den schon oft nach dem Manne gefragt, der ihn aus den Fluthen der Elbe gerissen. Mit finsterer Stirn hatte Ferdinand ihm die Antwort verweigert.

„Sag mir nur, warum Du mir Antwort verweigerst, nur warum? Sagt Dein trauernder Blick, daß er im Unglück lebt, was seine seltsame Trennung von Dir bestätigt: so ist es Unrecht, es mir zu verschweigen. Gehöre ich dem Retter meines Lebens nicht so gut an, wie Du?“

Da erzählte Ferdinand, und Sonnenberg horchte, ohne ein Wort zu antworten. Er ließ sich Bürgers Briefe geben. Er ging aber mit den Briefen in die Einsamkeit, wie er gewohnt war, wenn er etwas Wichtiges zu lesen hatte.

Ferdinand gab ihm auch ein Billet, das er zuletzt von ihm noch erhalten, und worin Bürger ihm sagte, wenn er etwan etwas von seiner Schwester wüßte, es ihm nach Hannover auf die Post zu senden.

Sonnenberg erklärte Auroren und dem Freunde nach acht Tagen, daß er eine kleine Reise zu machen hätte, und bat Ferdinanden, bis zu seiner Zurückkunft bei Auroren zu bleiben. Er drang ihm das Versprechen ab, und er reiste ab nach Hannover zu dem beleidigten Bruder.

Bürger saß am Zweiundzwanzigsten, da er Sonnenbergs Brief erhalten hatte, und also die Entscheidung nahe war, unruhig auf seinem Zimmer.

Wie geistige Gestalten stiegen bald die freundlichen Hoffnungen seines Lebens vor seinen Augen auf, und gingen im langen Zuge langsam an seiner Seele vorüber. Dann stürmte aus dem Dunkel der Mitternacht eine drohende Gestalt hervor und zerriß den frohen Zug der schönen Bilder und befleckte alles mit Blut und Dunkel.

Aber fest stand er; er fiel von der geliebten Schwester nicht ab. Er harrte der Erscheinung des Fremden, der ihm den Verführer nennen wollte, mit furchtbarem

Herzklopfen. Am Vierundzwanzigsten hörte er fragen: „auf welchem Zimmer wohnt Herr Bürger?“

Er richtete sich hoch empor und sagte: „ich habe entschieden; nun entscheide Du, Verhängniß!“ und Sonnenberg trat zu ihm ins Zimmer.

Er erkannte Sonnenbergen in dem ersten Augenblick. „Sie, mein Herr? Sie? dem ich das Leben rettete?“

„Ich!“

„Wo ist er? wo ist meine Schwester?“

„Ich führe Sie,“ antwortete Sonnenberg sehr ernst — „mehr aber thue ich nicht! Sie retteten mein Leben. Ich führe Sie zu Ihrer Schwester; aber an der Entscheidung nehme ich nicht den kleinsten Theil. Der Bruder entscheide alles selbst.“

„O wenn Sie wüßten — hier lesen Sie meiner Schwester Brief an meine Mutter. Dieser Bösewicht! lesen Sie!“

Sonnenberg las: „Ich fühle, Herr Bürger, ich würde an Ihrer Stelle eben

so gehandelt haben. Mehr kann ich nicht sagen, mehr will ich nicht sagen, mehr darf ich nicht sagen!"

„Sie dürfen nicht? Sie? wie lange fahren wir?"

„Drei Tage, wenn wir schnell sind."

„Und diese drei Tage will der Mann, den ich aus dem Grabe der Wellen emporriß, mich zu dieser höllischen Folter der Ungewißheit verdammen? Können Sie wissen, mein Herr, mit welchen Gespenstern, mit welchem Entsetzen ich zu kämpfen habe?"

„Können Sie wissen, mit welchem ich?"

„O bei diesem Leben, das ich rettete, beschwöre ich Sie, wer ist der Verführer meiner Schwester?"

„Nun denn! — Ich bin es! Ich bin der Verführer!"

Bürger fuhr erblassend, von Schrecken ergriffen, zurück, bis an die Wand. „Gespenst der Hölle!" sagte er leise.

Er hob nach langer Zeit seinen Blick wieder auf Sonnenbergen, der in sei-

ner vorigen Stellung stand, mit niedergeschlagenen Augen, die Arme schlaff herabhängend.

„Gespenst der Hölle!“ sagte Bürger noch einmal, leiser aber, und starrte ihn an.

„Ich muß reden!“ sagte Sonnenberg sanft — „ich wollte es anders. Sie wollten es so. Wir stehen jetzt dicht am Abgrunde. Sie und ich! Ich und Sie! So wollte ich es nicht. Ein beßrer Augenblick sollte entscheiden. Sie haben die Zeit übereilt. Hier ist der Verführer Ihrer Schwester, und nun lassen Sie mich noch ein Wort hinzusetzen — Ihrer glücklichen Schwester!“

Da brach der Zorn Bürgers wie ein Sturm aus der Seele. „Mit diesem armselig ersonnenen Schauspiel denkst Du, Du den Jammer, den langen Jammer meiner Schwester zu verhüllen? Sprich, hat diesen Brief meine Schwester geschrieben? Nicht wahr, Du willst noch das einzige Wort hinzusetzen, sie ist eine Lügnerin! Sag das Wort! Sags! Lügnerin!“

„Sie schrieb die Wahrheit!“

„Wie? willst Du mich um meinen guten Verstand bringen? Kann ich nicht mehr denken, Eins ist Eins? Ist der Brief wahr: wer bist Du denn? Sprich!“

„Ein Mensch!“

„Himmel, und Erde! Du hast meine Briefe gelesen, Du? und Du denkst mit einem Schauspiel das Brandmahl der Schande auf meiner Stirn wegzulächeln? Du vermißt Dich —“

„Ich vermaß mich, glücklicher zu seyn, als alle Sterbliche. Das ist meine Schuld. Aber können Sie sich vermessen, die Schuld des Menschen und des treibenden Schicksals auf der Wage Ihres Zorns gerecht abzuwägen? Sie wollen Ihre Schwester rächen? Sehen Sie sie, und rächen Sie dann, was Sie wollen, meine Schuld, oder Ihrer Schwester Glück.“

„Hat sie das geschrieben, und ist sie glücklich: so fahr hin! So mag ich sie nicht sehen; aber dann will ich Rache an dem Menschen, der sie so weit verführen konnte, daß sie zu ihrer Schande lächelt!

das will ich! das! Nein, ich will sie nicht sehen; aber Dich, Dich will ich sehen vor der Mündung dieses Gewehrs. Folge mir!"

„Ich schlage mich nicht mit dem Retter meines Lebens. Mit Zeziliens Bruder gewiß nicht. Was aus dieser Minute auch werden mag: Ich will der Schuldige nicht seyn."

„Feigherziger! Vor dem Verbrechen erzitterst Du nicht; aber vor dem Arm eines Mannes, Feiger!"

„Ich zittre nicht; denn hier ist meine Brust." Er hob den Fuß, um ihm näher zu treten.

„Nicht näher!" rief Bürger — „nicht einen Zoll näher! Feiger, Du näherst Dich Deinem Abgrunde. Fort! Ein Meuchelmörder bin ich nicht; aber so reize mich nicht!" — —

Sie standen stumm gegen einander.

„Glücklich ist sie?" hob Bürger tödtlich kalt wieder an — „glücklich? O Zezilie! — Was heißt das?"

„Sie ist Mutter! sie ist meine Frau! Sie liebt mich!" —

„Nun denn," rief **Bürger**, und schleuderte die Pistole zu Boden — „Lügnerin denn! So reißt denn los, alle Bande der Liebe! Sie bettelte knieend um den Namen ihres Verführers. Mag sie ihn tragen; aber nenne ihn mir nicht! O begegne mir nicht wieder! Tritt nie mit Deinem Weibe auf meinen Weg! Fort!"

Er setzte den Hut auf, und wollte fort.

Sonnenberg trat ihm in den Weg. Er wollte ihn umfangen. **Bürger** riß sich los, und rief schnell und schrecklich: „Deine Hand von meiner Brust! Berühre mich nicht! Mensch, reize mich nicht! Mich dürstet nach Blut."

„Nach Blut? So sey es denn; aber das ist **Bürger** nicht, nein, **Braune**, das ist er nicht! Das wär der Mann nicht, in dessen Gewalt ich mich vertrauend hingab, von dem Du sagtest: er hat Glauben an die Tugend! Glauben an Menschen! Der, **Bürger**, von dem Du mit

dieser Begeistrung redetest, dem hätte ich nur sagen dürfen: ich bin Braunens Freund; so hätte er der Freundschaft heiliges Vertrauen mehr geehrt, als den wilden Strom des blinden Zorns!"

Bürger blieb auf der Schwelle des Zimmers stehen, bald vorwärts, bald rückwärts sehend. Dann kam er zurück und sagte: „so reden Sie!"

„Ich will jetzt nicht reden. Ich will nicht das kleinste Gewicht meiner Schuld wegnehmen. Aber Sie sollen sehen! Ihre Schwester sehen, Ihre Schwester hören! Sie sollen dem Freunde Ihres Freundes glauben; dem Menschen, dem Menschenwort! Sie sollen hier an dieser Brust, an diesem schlagenden Herzen Ihren Zorn verstummen lassen. Sie sollen Ihrer Schwester Liebe ehren; denn einen Feigherzigen, wie Sie ihn nannten, konnte Zeziliens reines Herz nicht lieben. Sie sollen schon vorher, ehe Sie sehen, ehe Sie hören, in diesen Armen rufen: er ist nicht schuldig!" Und mit diesen Worten drückte ihn Sonnenberg an seine Brust.

Bürger machte sich aber doch sanft von ihm los.

Er betrachtete ihn lange, und mit durchdringenden Blicken.

„So reden Sie denn!“ sagte er.

„Nein, ich will nicht reden; diesen Werth lege ich auf meine Freundschaft, auf mein Herz. Ich war heiß, wie Du, mein Bruder, und heftig wie Du. Ich wollte, wie Du, dem Schicksal den höchsten Preis des Lebens abringen, als den Tribut, den der Muth und das junge, frische, zu hoch schlagende Herz des Jünglings fodern kann. Ich wurde schuldig, weil ich, wie Du, auch mich vermaß, allein Recht zu haben. Die Liebe hat mir vergeben; das Schicksal auch. Die Freundschaft wollte härter seyn als beide. Nein, hier fodere ich von dem Bruder, von dem Freunde Versöhnung, volle, volle Versöhnung, die nichts zurückbehält, nicht ein Wenn, nicht ein Aber. Das fodre ich von Dir.“

„Versöhnung, volle unbedingte Versöhnung? die foderst Du? Du?“

„Im Namen der Freundschaft, des Glaubens an Menschen Tugend.“

Bürger sah ihn an, sah in das blitzende, offne Auge, auf die hochschlagende Brust, auf die edle, stolze Stellung. Auf einmal warf er sich, aber laut und unbändig schluchzend, an seine Brust, in die ausgebreiteten Arme, und rief: „volle Versöhnung! volle Versöhnung! volle Versöhnung! Ein Himmel liegt in diesem Worte, und betrog ich mich, eine Hölle, deren Flamme keine Zeit löschen kann. Laß uns reisen, und komm noch einmal in diese Arme!“

Sie reisten, und Bürger fragte nicht nach Sonnenbergs Namen, nicht nach dem Namen des Orts, wohin er ihn brachte. Er sah nur von Zeit zu Zeit das Gesicht, voll eines hohen Edelmuths, voll eines stolzen Muths an, und so näherten sie sich immer mehr der schönen Stunde des Wiedersehens und des Glücks.

Ferdinand saß indeß mit Auroren an der Wiege, an ihrem Instrumente, immer von Sonnenbergen und

seiner Zurückkunft redend; da erhielt er von Theresen Bürgers Brief. Er wollte den Augenblick fort, obgleich der Vierundzwanzigste schon vier Tage vorüber war. Eben wollte er Auroren seine Abreise verkündigen: da flog die Thür auf, und Sonnenberg und Bürger traten in den Gartensaal.

„Dein Bruder, Aurora!“ rief Sonnenberg — „er ist versöhnt!“ Und das blühende schöne Weib, von dessen Angesicht das höchste Glück strahlte, stürzte in des Bruders Arme.

Weinend fragte der Bruder schnell hinter einander: „Bist Du glücklich? Zezilie, bist Du glücklich? O bist Du sehr glücklich? Sprich! o rede! bist Du glücklich?“

Sie umschlang statt aller Antwort ihren Mann; denn das Entzücken hatte ihre Zunge gebunden.

Sie hielt ihren Mann so mit dem Ausdruck des reinsten, menschlichen Glücks ein paar Sekunden in den Armen; dann flog sie in das Kabinet, und kam mit ih-

rem Sohne am Herzen hervor, und legte das lächelnde Kind in des Bruders Arme, und rief dann mit Thränen der Freude: „Frägst Du noch? Bruder, ich bin die glücklichste Frau, welche die Erde trägt."

Da trat Braune heran, und die drei Männer schlangen die Arme um einander, und in ihrer Mitte stand das glückliche Weib mit dem Kinde.

Braune sah von einem auf den andern, und begriff nicht, und errieth fast, und zweifelte wieder. Aurora! und Zezilie!

Bürger umfaßte Sonnenbergen, und sagte leise und weich: „Versöhnung!" und dann: „O meine Mutter! meine arme Mutter!"

„Sie weiß ja alles! alles! liebster Bruder!" rief Aurora. „Wir wußten ja so wenig, wie sie, wo Du warst. O Sonnenberg, wie erfuhrst Du es?"

„Das Schicksal sah segnend und lächelnd auf die schönen Irrthümer des verwegenen Jünglings, auf mich! Es hatte die festesten Bande der Liebe schon längst

um unsre Herzen geknüpft, die noch zürnten. Dein Bruder wars, Aurora, Dein Bruder, der mein Leben aus den Fluthen der Elbe rettete. Das hast Du ihm noch nicht gedankt, ich nicht."

Bürger stand in ihren Armen.

So lief eine Stunde nach der andern im frohen Ungestüm weg. Nur Braune warf von Zeit zu Zeit unruhige Blicke auf Bürgern und Sonnenbergen, und seine Unruhe wurde so sichtlich, daß Sonnenberg mit den beiden Freunden in den Garten trat.

„Was ist Dir, Ferdinand? Du siehst aus, als zöge eine dunkle Wolke über unsern hellen Himmel."

„Mit Nichten; aber ich kann Euch nicht helfen. Bürger muß in diesem Augenblick von hier fort."

„Er muß erst hören."

„Er muß erst lesen."

So reichte Braune Bürgern Theresens Brief, worin sein Zweiter eingeschlagen war.

„Du

„Du siehst aus beikommendem Briefe Deines Freundes, daß sein Geschick schon entschieden ist, und meines, in Einer Minute. „Er liebt mich!" schreibt er. Und wie mein Herz ihn liebt, mit welch einer unsäglichen Gewalt, weiß nur mein Herz, der Himmel, die schweigende Nacht, die meinen Kummer kennt, die Seufzer der vergehenden Hoffnung hört! Wenn er käme mit einem Trauerflor um den Arm, und er fände Dich nicht, und die Geliebte todt zu seinen Füßen, und auf seinem Haupte eine Blutschuld, gerecht oder nicht gerecht! — Sein eigenes Herz erstarrt davor, meins auch! O wenn Du etwas hörst: so säume keinen Augenblick, mir Nachricht zu geben, keinen Augenblick! Man sagt, daß auf der Folter den armen Gequälten Minuten wie Stunden vorkämen. O mein Bruder, mein Bruder, das bedenke, und säume nicht! Adieu! O säume nicht!"

„Ich muß fort!" rief Bürger, sich losreißend. Sonnenberg rief nach

Reitpferden, und half mit Braunen selbst satteln.

Aurora sah die Männer verwundert sich auf die Pferde schwingen.

Aber Bürger, über dessen Gesicht bald eine Todtenblässe flog, bald die Flamme einer lodernden Glut, ließ sich den Weg von Sonnenbergen bedeuten. Dann rief er: „Nun laßt mich! Ihr kommt nicht mit.“ Er sprengte wie ein Sturmwind davon. Sie sprengten ihm nach; aber sie hätten eben so gut die schießende Schwalbe einholen können.

Sie sahen nur von einer Höhe ihm nach. „Nur eile mit Weile!“ rief Braune sein väterliches Sprichwort besorgt ihm nach.

Aber Bürger bedachte doch endlich, daß, wenn sein Pferd fiel, nicht sogleich eins wieder zu haben war.

Er wechselte ab mit Trott und Schritt. Nach fünf Meilen nahm er Kurierpferde, und zu Nacht eine Kurierchaise, worin er ein wenig träumte.

Nach vier Tagen sah er den Thurm in Birkfelde. Er stieg ab, bestellte den Postillon ins Wirthshaus, und, einen hohen Tannenzweig auf seinen Hut stekkend, das Zeichen des Glücks, ging er dem Hause vorüber, unbemerkt durch den Garten, nach Theresens Hölzchen.

Er sah sie, die Augen in die Hand gehüllt, sitzen. Da erhob er die Stimme und sang das Lied, das ihn Therese gelehrt hatte, das frohe Lied des glücklichen Wanderers:

Glück auf! Glück auf! Mir ist so wohl
Wie 'm Vögelchen im Wald!
Glück auf! Glück auf! so fröhlich wohl!

Therese stürzte fröhlich auf von ihrem Sitze; und da sie den hohen wankenden Tannenzweig auf dem Hute sah und sein lächelndes Auge, und den Zuruf: „Heda! Glück auf, Therese!" hörte: so rief sie ihm nach mit lauter jauchzender Stimme, daß Garten und Haus wach wurde: „Glück auf, Bürger! Glück auf! O Glück auf! O du guter, barmherziger

Himmel! Glück auf!" setzte sie dann, sanft weinend, hinzu.

Aber da drang der ganze Kinderhaufen hinzu, mit Glück auf und Geschrei, und wollten Theresen abdrängen, die aber seine Hand immer fester faßte. Das frohe Geschrei wälzte sich immer mehr gegen das Haus. Dinchen öffnete das Fenster, und Bürger rief der Mutter entgegen: „Glück auf!" und alle Stimmen riefen: „Glück auf!" Und Vater und Mutter stürzten herzu, und das ganze Haus, das Theresens Thränen und der Eltern Kummer wohl gedeutet hatte. Und alle riefen: „Glück auf! Bürger, Glück auf!"

„Sie haben uns finstre kummervolle Tage gemacht, Bürger!" sagte Dinchen, und sah Theresen an.

Theresens Thränen, die in dem frohen Tumult und dem Drängen der Kinder gestanden hatten, flossen aufs Neue, da sie sagte: „Aber welchen goldnen Tag hat er uns gegeben heute!"

„Das kommt vom Plaudern!" sagte Bürger fröhlich. „Es war ein schwerer Traum, der mit einer schönen Aurora endigte. Und manchmal denke ich noch, der schwere Traum ist nicht zu Ende: so rasch flog das vollendende, versöhnende Schicksal vorüber, als hätte es eine Welt zu versöhnen, und versöhnte so im Vorüberfliegen ein Paar Menschen mit. Ich flog eben so schnell von Hannover zu Sonnenbergen."

„Da ist ja Ferdinand!"

„Ja, das ist mein Schwager. Meine Schwester ist seine glückliche Frau."

„Frau? und, mein Gott, wie war denn alles gekommen?"

„Liebstes Mütterchen, das soll ich auch erst noch erfahren. Denn eine Stunde nachher saß ich schon zu Pferde, und nun mußte ich hierher."

„Mein Himmel, warum denn?"

„Nun, Ferdinand gab mir ein Billet" — das schlug er heraus, und nun wurde er verwirrt und Therese erröthete und schlug das Auge nieder.

„Was stand denn in dem Billet?“ fragte Dinchen geduldig weiter, und trieb immer mehr Purpur auf Theresens Wange.

Der Vater sagte lächelnd: „Ferdinand hat geplaudert, Therese auch. Bürger plaudert eben das von dem Billette aus, und Du, Dinchen, bringst mit Deinem Plaudern alle Welt zu plaudern, auch mich jetzt.“

„Ich versteh Euch alle in der That nicht, Kinderchen! Er sieht seine Schwester kaum, und muß sogleich wieder fort!“

„Ja, um hier ein gebrochenes Herz zu trösten, und ein paar blasse Wangen mit dem schönsten Purpur zu färben.“

Da begriff die Mutter endlich.

„Therese muß wissen,“ setzte der Vater hinzu — „was in ihrem Briefe stand.“

Therese hob das Auge nicht, nicht Bürger; aber ihre Hand hielt seine noch immer fest, und so ging der fröhliche Haufen von Menschen ins Haus, und das Haus hatte einen hohen Festtag, den

Bürger noch dadurch erhöhte, daß er einen Brief der schönen Helena, die er aus Boisens Räuberhänden befreiet, und den er immer glücklich vergessen hatte, an Eberhardinen ablieferte.

Das Briefchen war so zärtlich, und enthielt soviel Lob über Bürgers edlen, männlichen, muthigen Charakter, daß sich Therese, die sonst so demüthig war, noch einmal so hoch aufrichtete; denn er wurde laut vorgelesen. Zuletzt kam aber wieder so viel von Theresen vor, was Bürger Helenen erzählt hatte, daß Therese Bürgern einen Plauderer nannte.

Und dabei hatten die Kinder so viel von Theresen zu plaudern, daß endlich der Vater sagte: „Ihr thut am besten Kinder, Du Therese und Sie, Bürger, wenn Ihr Euch die Hände gebt, ich und Dinchen unsre drauflegen, so hat das Ausplaudern ein Ende."

Bürger sprang auf, und wäre fast dem Vater zu Füßen gefallen, das erstemal

in seinem Leben, daß seine Kniee so geschmeidig waren.

Therese reichte ihm die Hand. Vater und Mutter reichten den beiden Händen ihre Trauringe. Die Kinder ergriffen ihre Weingläser. Man stieß an, und rief dem Brautpaar ein Lebehoch nach dem andern.

Nun gingen Bürger und Therese allein in das Hölzchen, und hier verrieth ihm Therese ihr ganzes Herz, ihre Liebe, wie sie entstanden, wie sie gewachsen, wie der Schmerz um ihn sie ihr verrathen hatte.

Bürger that nichts als er trocknete ihre Augen, und bat sie, des frohen Augenblicks zu genießen, der ja die dunkle Vergangenheit in eine Freude verwandelt hätte.

Er war wieder Bürger, der heiter des frohern Lebens genoß.

„Aber nun, lieber Bürger,“ sagte Therese zärtlich — „nun hast Du keine Schwester mehr, nun bin ich Dein Alles!

Nun darf das Schicksal und die Zukunft Dich nicht noch einmal —“

Er betrachtete sie lächelnd: „Das Schicksal hat den finstern Traum in Freude verwandelt, Therese, und so sanft, daß ich der Zukunft nicht mißtrauen kann. Wenn aber Dein Bruder, Deine Eltern, meine Schwester meines Arms, meines Lebens selbst bedürften: sollte ich denn lächelnd zusehen, wenn sie untergingen, damit Theresens Auge trocken bliebe? Meinst Du das?“

Sie sah ihn vewirrt an, ohne zu antworten.

„Nein, Therese, Deine Liebe hat mich noch fester verbunden mit der Welt, mit dem Leben, mit den Menschen. Die Liebe, Therese, das Glück sind die schönen Begleiterinnen der Menschen durchs Leben, aber nicht das Ziel des Lebens. Nein, Du sollst sie nie verwechseln, und ich nicht. Laß mich das nie wieder hören, Therese! ja nicht! Wir wollen uns des Lebens freuen, und des höchsten Glücks im Leben, der Liebe, und nicht dran den-

ken, daß das Schicksal etwas anders gebieten könnte. Ich bitte Dich, sey freudig!"

Therese erschrak über seinen Ernst, mit dem er sprach. Aber sie überlegte, und ihr Vater hatte ja oft gesagt: daß die Liebe den Mann weich machen soll, aber nicht weichlich.

Sie fühlte des Mannes, Bürgers, Gehalt; aber sie ehrte ihn desto mehr, und sie wurde freudig und ruhig wie er.

7.

Sonnenberg an Bürger.

Hier, mein Bruder, hast Du nicht eine Rechtfertigung; denn wie ließe sich rechtfertigen, was nicht Recht ist, aber eine Erklärung meiner Begebenheit, die mich glücklich machte.

Ich ging ganz unabhängig aus der Schulstube meines alten vortrefflichen Leh-

rers, allein, in die Welt, die ich besser kannte, als Tausende meines Gleichen. Aber nie ist wohl ein Held von meinen Jahren, ich war zweiundzwanzig — mit einer Brust so voll Mißtrauen gegen die Welt, und besonders gegen das weibliche Geschlecht, auf die Ritterschaft gezogen, als ich.

Die letzten vier Wochen vor meiner Abreise las mir mein Lehrer, der einmal mit der ganzen Stärke seines vollen Herzens geliebt hatte und betrogen war, alle Stellen des Euripides gegen die Weiber vor, und schloß jedesmal mit dem Verse:

Was ist denn schlecht, was nicht ein Weib gethan?

Am Tage meiner Abreise trat er zu mir, in den ganzen Schmuck seiner Würde gekleidet, um seinen Worten desto mehr Nachdruck zu geben, und sagte: „Sie müssen heiraten, mein geliebter Freund! Sie müssen! Ich könnte sagen: suchen Sie die beste dieses verderblichen Geschlechts; aber wie sollen Sie die Juno

von der Wolke unterscheiden? Nun denn, wenn mein Rath Sie nicht begleiten kann, so begleite Sie mein Wunsch: finden Sie eine Frau, halb so weise, halb so tugendhaft, wie Ihre Mutter!"

Dann schloß er mich an seine besorgte Brust, trocknete ein paar Thränen von seinen Augen und entließ mich!

So trat ich in die Welt, trotz meines Mißtrauens, mit einem Herzen voll erwachter heißer Sehnsucht, mit jugendlich starkem Verlangen nach Liebe, mit hoch aufgeregter Phantasie des höchsten und des seltenen Glücks, ein Herz voll Liebe, und ein Herz voll Unschuld zu finden.

„Nichts läßt sich leichter täuschen," sagte meine Mutter lächelnd zu mir, da ich Abschied nahm — „als das Mißtrauen."

Sie hatte Recht; aber desto behutsamer war ich, bis denn endlich mein Schicksal mich faßte.

Ich kam Abends sehr spät in ** aus einer Gesellschaft von Männern. Da ich um die Ecke einer Gasse beugen will, sehe

ich einen Kerl, dem ein andrer etwas Weißes aus einem offnen Fenster zureicht.

Er pfiff, da er mich kommen hörte, und fing an zu laufen.

Ein Dieb! war mein Gedanke, und vor der Hausthür faßte ich ihn. Ich wollte ihn ins Haus zerren, er schlug mit einem Knittel mein Gesicht blutig. Da riß ich ihn empor, stieß die Thür auf, zog ihn ins Haus und in ein Zimmer, worin ich Licht sah.

Welch ein Anblick, mein Bruder! Ein Mädchen stand halb ausgekleidet vor dem Spiegel. Sie sah sich um, sah mich mit blutendem Gesicht, den Dieb, der mit mir rang. Sie schrie laut auf vor Schrecken, fiel an die Schelle, und nach einer Minute war das Zimmer voll Menschen.

Ich hatte den Dieb zu Boden geworfen, und erklärte nun den Ueberfall. Ein Mann im Schlafrock, aus dem Bette aufgejagt, wie die andern, nahm das Packet, das gestohlen war, vom Boden, schrit

voll Schrecken auf, und bat mich flehentlich, den Räuber zu halten.

Der andre Dieb hatte sich aus dem Fenster gerettet. Es war der eigene Bediente des Hauses.

Das ganze Haus war in einer großen Verwirrung. Man holte Gerichtsdiener. Der Dieb wurde weggebracht. Der Vater schloß mich zehnmal in seine Arme, nannte mich zehnmal den Retter seines ganzen Glücks. Seine Tochter, die in der Szene voll Schrecken gar nicht daran gedacht hatte, sich zu kleiden, mußte auf des Vaters Befehl mir das Blut von der Stirn trocknen.

Sie thats mit einem zärtlichen Mitleiden. Ihr Vater hielt das Licht dazu; und so stand diese jugendliche Hebegestalt vor meinen Augen, mit allem Reiz, den die Schönheit, ihre Kleidung, ihre Beschäftigung mit meiner Wunde, einem Mädchen geben kann.

Ich wollte nun gehen; aber Vater und Tochter drangen mit freundlicher, dankbarer Gewalt darauf, ich müßte bleiben.

Sobald ein Augenblick Ruhe gewesen war, hüllte sich Henriette, hoch erröthend, in einen Schahl, so enge, so züchtig, als wollte sie die vorige Unachtsamkeit wieder gut machen.

Der Dienst, den ich der Familie geleistet hatte, war sehr wichtig. Es war die Urkunde, die in einem Prozesse über das ganze Vermögen des Vaters entscheiden mußte, die man hatte stehlen wollen. Der Dank des Vaters war unendlich. Er begleitete mich tief in der Nacht auf das Zimmer, was für mich bereitet war.

Henriettens schönes Bild begleitete mich auf mein Zimmer.

„Welch eine kindliche Unschuld!" sagte ich leise — „nicht einmal zu wissen, wie man gekleidet ist! Und welch eine unschuldige Schamröthe, da sie nun es wußte! Und hätte die Tugend selbst sich züchtiger verhüllen können, als sie? Welch ein frommer Blick! O mein guter Lehrer, das Geschick, denk ich, will Deine Prophezeihungen zu Schanden machen!"

Sieh, Bruder, so täuschte sich der

Jüngling! Meine Liebe war heftig, die ich gegen das Mädchen fühlte; denn sie war aus einem schlüpfrigen Boden emporgeschossen. Ich hatte kaum Geduld genug, den andern Morgen zu erwarten, wo ich sie wiedersehen sollte.

Ich sah sie, und nun so sittsam gekleidet, und ich liebte sie jetzt noch mehr.

Ich hatte Mühe, meinen Blick von ihr zu wenden, wenn der Vater mit mir redete. Sie erröthete oft, wenn ich sie ansah mit Blicken, worin ein vierzehnjähriges Mädchen meine Liebe, und meine Unschuld hätte lesen müssen.

Ich fühlte eine Ehrerbietung für sie, die an Anbetung gränzte. Ich zürnte mit dem Vater, wenn er ihr etwas befahl, ohne zu bitten. Jedes Wort schien mir für sie zu rauh, zu hart, zu irrdisch, für diese überirrdische, geistige Göttin.

Kein Ritter der Tafelrunde hat der Dame seines Herzens mit mehr Ehrfurcht begegnet, als ich.

Es kam nun zwischen mir und dem Vater zu Erklärungen über uns. Ich nann-

nannte meinen Namen. Ich sagte, wie unabhängig ich wäre.

Mein Bedienter, der zuweilen in das Haus kam, wurde über meine Vermögensumstände ausgefragt. Kurz, der Vater wußte, daß er einen jungen, reichen, unabhängigen, gutmüthigen und bis zur höchsten Begeistrung verliebten Mann vor sich hatte.

Er konnte nicht aufhören, mich den Retter seines Glücks zu nennen. Er pries meinen Muth, meine Heldenthat. Er nannte mich die Blume aller jungen Ritter, und dazu seufzte ich, und wendete die Augen auf Henrietten, die sittsam schwieg und deren Schweigen ich nicht deuten konnte.

„Wer bin ich denn," dachte ich beschämt — „daß dieser Engel vom Himmel mich lieben könnte?"

Ich hatte meiner Mutter versprochen, daß ich auch bei der heftigsten Liebe gegen das tugendhafteste Mädchen meine Erklärung ein Jahr lang aufschieben wollte. Mein Wort wollte ich lösen, so unendlich

schwer es mir auch wurde; denn Henriettens Vertrauen zu mir, stieg mit jedem Tage. Mit jedem Tage sah ich mehr, wie ihr Herz anfing sich zu bewegen.

O ich war unbeschreiblich glücklich, und noch jetzt sag' ich: „o weh! daß eine Täuschung so glücklich machen kann!"

Der Vater sagte mir dann in einem Gespräch, daß sein Sohn der Erbe seines Vermögens wäre, und daß Henrietten nichts, nichts übrig bliebe, als etwan eine Stiftsstelle.

Hier fuhr ich hocherröthend auf, und fast hätte ich mich dem Vater zu Füßen geworfen, und ihn um die Hand seiner Tochter gebeten. Mein Versprechen hielt mich.

Aber doch sagte ich in der zürnenden Begeistrung, in dem stolzen, hohen Gefühl ihres Werths genug.

Der Vater drückte meine Hand, sah mich starr an, fiel an meine Brust, vergoß ein paar Thränen einer schönen Rührung und schwieg.

Ich hatte dem Vater mein Mißtrauen

gegen das weibliche Geschlecht recht offen gestanden. Er bestätigte es, und pries sich glücklich, daß seine Tochter durch die einfache Erziehung, die sie von einer vortrefflichen Mutter erhalten, nicht zu den Schlechten gehörte.

„Schlechten?“ rief ich, den starren Blick auf ihn heftend — „Schlechten? O mein Gott! welch ein Wort, um den unendlichen Werth eines Herzens zu nennen!“

Nach und nach wurde ich nicht dreist, aber vertraulicher mit Henrietten, und ich entdeckte nun in ihrem Geiste alle Tage eine neue, eine reichere Welt.

Ich hörte sie zum erstenmal singen; und das Geständniß einer unendlichen Liebe drang aus meinem Herzen auf ihrem Gesange hervor, bis auf die stumme Lippe, die nicht reden konnte. Sie redete sehr fertig und schön französisch; und das entdeckte mir ein Zufall.

„O welche Demuth, welche jungfräuliche Bescheidenheit, alle diese Talente mir zu verschweigen!“ rief ich entzückt. Aber

ich hielt mein Wort. Ich hielt es, o meine Mutter!

O mein Bruder, und das alles war Täuschung, Betrug, hohnlachender Betrug! Man hielt mich für einen Knaben und behandelte mich so.

Da Vater und Tochter nicht begreifen konnten, was mein Schweigen, mein Schweigen gerade in den Momenten, wo meine Liebe, und die Erklärung meiner Liebe schon auf meinen Lippen hing, seyn sollte: fing sie an, mein Herz mit tausend unsichtbaren Fäden, mit allen den lieblichen Künsten der Buhlerei zu umspinnen. Sie brachte mit dem Schein der unbesorgtesten, arglosesten Unschuld, des höchsten Vertrauens alle meine Sinne in Aufruhr, und übergab sich ganz meiner wildesten Leidenschaft, lächelnd, spielend, scherzend.

Oft traf ich sie allein, wo sie mich nicht erwartet hatte, in der leichtern Kleidung einer halben Kranken. Ich mußte ihre leidende Stirn zwischen meinen Händen drücken. Dann legte sie sich gegen mir über auf den Sofa — ich bat sie darum —

aber um diese malerisch-reizende Stellung hatte ich sie nicht gebeten.

Ich blieb mit ihr oft bis Mitternacht allein, wenn sie ihren Vater erwartete; und in diesen Stunden der Dämmerung — denn das Licht war verhüllt ihrer Augen willen — die das Herz so weich macht, war sie noch weicher, dann schwärmerisch entzückt, dann still und weich. Sie lehnte ihr Haupt halb schlafend auf meine Schulter, und schlief an meinem Busen ein.

Und ich, Kind, rief: Wunder über Wunder!

An einem solchen Abend wars, da sie mir endlich das Geständniß meiner Liebe entriß.

Ich sank zu ihren Füßen; fast vergehend vor Furcht, vor Entzücken und Liebe, drückte ich meine thränenden Augen auf ihre Hand.

Sie vergoß Thränen, sie zitterte, sie lehnte ihre Stirn an meine. Es war, als ob die Liebe ihr früher das Geständniß der Liebe entriß, als mir.

Ich lag in ihren Armen, an ihrer

hochschlagenden Brust, an ihren heißen Lippen.

Bruder, es ist die glücklichste Stunde meines ganzen Lebens, glaube mir, und dennoch Täuschung! O falsches Schicksal, Täuschung! Fürchte nichts! Gegen Aurora allein bin ich ohne Mißtrauen.

O welche Stunden nun, welche Tage! Gewiß, ich war unbeschreiblich glücklich in den Armen einer Künstlerin, der schönsten, die ich kenne!

Alle die heiligsten Gefühle meiner Brust, alle die erhabensten Gedanken meines Geistes fühlte, dachte sie, und sagte sie schöner als ich selbst.

Die Rührung, die sie oft, oft ergriff, die Thränen aus ihrem Herzen holte, war gewiß nicht immer Lüge. Gewiß nicht! Es war Rührung, es mochte sogar Liebe seyn. Aber nie verrieth ein Zug von Unruhe, von Zwiespalt in ihrer Seele, nie ein Zug von Reue, von Schmerz, daß sie mich betrog. Und doch war ich betrogen! betrogen, obgleich ihre Liebe, ihre gespielte Liebe mit meiner um Wahrheit rang;

obgleich diese Liebe Empfindungen hervorbrachte, die alles hatten, was Empfindung verbürgt: Thränen, die bebende Stimme, das Auge voll Glauben, die Raschheit aller Bewegungen, und dann die höhere, poetische Sprache der Begeistrung, die der Kunst nie gelingt. Es war Liebe, sage ich, Wahrheit, und dennoch Betrug, sündiger, buhlender, höhnender, triumphirender Betrug!

Der Mann kann nicht eine Minute lang Liebe heucheln, nicht eine Minute lang. Sie erscheint sogleich, was sie ist, entweder Kälte, oder Mitleiden. Das Weib hat die Kraft, sie ihr ganzes Leben durch zu heucheln, und die geheuchelte Liebe ist begeisterter oder scheint so, mehr als die Liebe eines reinen, demüthig unschuldigen, weiblichen Herzens, das sich aus der süßesten Weiblichkeit halb verbirgt, wie die Indianer von dem Monde im ersten Viertheil sagen: „sie verschleiert halb ihr Gesicht, weil sie sich schämt, so lange bei ihrem Geliebten, der Sonne, gewesen zu seyn."

Betrug wars, aber ein Betrug, der so wahr schien, als die Wahrheit selbst.

Wir können höchstens eine Stunde lang einen Betrug ausschmücken; sie that es beständig. Sie hatte die Liebe studirt, und sie war, ohne aufzuhören, auf dem Theater in ihrer Rolle. Ist Liebe das Element, in dem sie allein leben? — wie der träge, ruhmlose Mann, doch von edlen Thaten träumet?

Wir theilten am andern Morgen dem glücklichen Vater unsre Liebe mit. Er willigte — ich zitterte vor tausend Hindernissen — mit vollen Freuden in unsre Verbindung.

Ich mußte nun nach Hause reisen, um Anstalten zu treffen. Ich bestimmte meine Zurückkunft auf einen Tag, und Henriette versprach, mir mit ihrem Vater entgegen zu kommen. Aber die Liebe ist thätiger als der Fleiß selbst. Ich kam acht Tage früher an, zwar schon sehr spät; aber ich dachte, vielleicht finde ich die harrende Braut noch wachend.

Ich hatte den Schlüssel zu dem Gar-

ten, der an Henriettens Hause lag, um nicht immer durch die Hausthür zu müssen, wenn ich ging und kam.

Ich ließ meinen Bedienten bei dem Wagen, stieg aus, öffnete die Gartenthür sehr leise, und that einige Schritte vorwärts nach dem Hause.

Da sah ich Licht aus dem kleinen Gartenhause schimmern, wo ich so oft, ach, so oft, und so selig mit ihr am Abend gesessen hatte!

O da ist sie, die Treue! dacht ich, und schleiche mich näher.

Ich höre zwei Stimmen. Ich stocke. Ich horche.

Ich trete näher an das Fenster, und — die Erde schwankte unter mir! — ich sah Henrietten in den Armen eines Mannes, auf seinen Knieen sitzen, ihren Arm um seinen Hals geschlungen, ihre Lippen auf seinen Mund gedrückt.

Ihr Bruder ists! denk ich, den ich noch nicht kannte. Aber sie windet sich los von seinen Lippen, und sagt mit weinenden Tönen: „bin ich nun unglücklich

genung, o Du Heißgeliebter! Liebe ich Dich nun genug, du harter Tyrann meines Lebens?"

„Bist Du nicht sein?" fragte er zürnend, sie wieder an seine Brust ziehend.

„Sein! sein! o wäre ich es doch! O das ist der einzige Wunsch meines Lebens! Hätte ich nie Dich gesehen! denn er liebt mich treuer, treuer als Du! Du hast meine Liebe, und dafür quälst Du mich. Seine Liebe habe ich, und dafür betrüge ich ihn. Geh, Du Unbändiger! Du warst nicht einmal glücklich in meinen Armen. Wilder Uebermuth wars, daß ich Dich lieben sollte. Geh, o geh, Undankbarer, dem ich alles aufopferte! Alles! Alles! Ich liebe Dich; aber ich hasse Dich zugleich! Ich möchte Dich ermorden!"

Sie fiel bei diesen Worten wieder in seine Umarmungen, an seine Lippen.

„Diese acht Tage habe ich noch," sagte sie, wieder weinend — „dann gehe ich mit ihm, und scheide auf ewig von dem Leben, von dem Licht, von der Freude, von der Liebe, von Dir! O Du unbe-

schreiblich Theurer! Wie werd' ich scheiden! wie werd' ichs können? Wie mit ihm gehen, den ich betrog, den ich betrügen mußte! den Du betrogst mit Freundschaft, ich mit Liebe! Nein, ich will fort! Ich bleibe nicht länger!"

Sie sprang auf. Der Strahl des Lichts fiel auf sein Gesicht. Es war mein — Freund!

Ein junger Mann drängte sich an mich, warb mit allen Zeichen der Liebe um meine Freundschaft. Ich gab sie ihm. Er that nie, als ob er Henrietten je gesehen hätte, so oft ich auch von ihr mit ihm redete.

Das war zuviel, die Geliebte und der Freund auf einmal.

Ich schrie auf vor Schrecken und — Zorn war es nicht, Zorn nicht! — Es war Schrecken, Verachtung, Haß, der letzte Ruf der Verzweiflung, den sie ausstößt, ehe sie vergeht.

Dieser Schrei riß Beide empor, und mit dem Lichte an die Thür.

Sie erkannten mich, und sie blieben eben so erstarrt stehen, als ich selbst.

Wie lange wir so standen, weiß der Himmel.

Ich wendete mich endlich ab, und tappte durch die dunkle mitternächtliche Finsterniß, die meine Seele und meine Augen umgab.

Ich stand oft — denn mir wars, als hörte ich hinter mir ein schallendes Hohngelächter — und horchte ich, so war alles still, als stände die ganze Schöpfung.

Dann rauschte es oft wieder in meiner Seele, als ergössen sich alle Ströme und Meere in meine Seele, als heulten die verderbenden Wirbelwinde gegen einander, als brüllten lange Donnerschläge durch den dunkeln Himmel, der wie ein Meer über die Erde sank. Und sah ich nachsinnend empor in das Verderben: so sah ich den hellen Himmel mit den ewigen Sternen, so hell und still.

Ich schrie noch ein paarmal so entsetzlich laut auf vor Schmerz und Entsetzen,

daß der Nachtwächter sich mir furchtsam näherte, und mich nach Hause brachte.

Ich hätte das Haus gefunden, aber nicht erkannt. Denn ich erkannte mein Zimmer nicht, nicht meinen Just, der fast die Nacht umgekommen ist, weil ich weder zur Besinnung, noch zu Worten zu bringen war.

Er brachte mich mit Mühe in das Bett. In meiner Seele war eine fremde Welt, die meine Brust mit Eis und Haß füllte.

Ich konnte nicht begreifen, wie der Tag in mein Zimmer leuchtete.

„Was ist Dir denn, alter Kerl?" fuhr ich meinen Just an, der weinend an mein Bett trat — „so alt, und hast noch Thränen? Bestell' Pferde, daß wir wegkommen."

„Pferde? und Ihre Braut? guter Gott! besinnen Sie sich doch."

„Hast Recht; vierundzwanzig Stunden wollen wir bleiben."

Um zehn Uhr ließ sich der Mensch aus der Nacht melden.

Ein Blutstrom schoß heiß in mein Herz bei seinem Namen; aber im zweiten Augenblick war alles wieder kalt und hart in meiner Brust.

Er trat ins Zimmer. „Sie haben gestern eine Entdeckung gemacht, Herr von Sonnenberg, über die ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin."

„Schenk ich Ihnen!" sagte ich kalt, und erstarrt.

„Es wird von Ihnen abhängen, wie unsre Begebenheit endigen soll."

„Schon geendigt!"

„Ich bin bereit zu jeder Art von Genugthuung, Herr von Sonnenberg!"

„Ich bin kalt, mein Herr, — sagte ich, fast glaube ich mit Zähnklappen — „daß ein Strom warmes Menschenblut, und strömte es aus Ihrem Herzen, mich nicht wieder erwärmen könnte. Erst Betrug, dann Mord um den Betrug wieder gut zu machen, und was dann? Ich habe zu nichts Lust, mein Herr — als allein zu seyn."

„Sie sagten Betrug, Herr von Sonnenberg; ich muß Sie bitten."

„Ist das Wort schlimmer als das Ding selbst? Kind! Kind!" sagte ich, mich schaudernd vor Frost — „geh! geh! der Himmel sey Dir gnädig und mir."

Er sah mich groß an, und ging endlich.

Ich erhielt von Henrietten einen Brief.

Sieh, Bruder, ich erbrach ihn mit dem besten Vorsatze, ihn zu lesen. Ich hätte vielleicht die Hälfte meines Lebens drum gegeben, sie hätte sich mit etwas in der Welt entschuldigen können, um die andre Hälfte des Lebens, des Lebens werth zu halten. Ich las den Brief zehnmal, ohne ihn zu verstehen. Hätte ich ihn mit Gewalt verstehen wollen, was einmal meine Absicht war: so hätte die Anstrengung die Fäden meines Gehirns zerreißen müssen.

Ich gab den Brief der Jungfer, die auf Antwort wartete, zurück mit den Worten: „Ich habe das Fräulein nie verstanden; sie mich wahrscheinlich auch nicht!

Gott behüte Sie, mein Kind, und Ihr Fräulein auch!" Das Mädchen ging; und da ich meinem Just sagte: „Sie können mich noch wahnwitzig machen, mit Frag und Antwort. Säß ich im Wagen, es wäre besser!" so standen die Pferde da, und ich fuhr mit meinem Just den Weg nach meinem Gute.

Nach drei Tagen erwachte das Leben in mir wieder. Meine Augen flammten, meine Wange glühte.

Ich ließ den Wagen umdrehen.

„O noch einmal, gütiger Himmel!" rief ich — „noch einmal laß den Mann vor mein Auge treten mit dem Wort Genugthuung! O warum soll denn der Himmel Blitze haben, und Erdbeben, und verderbende Fluthen, und tödtliche Seuchen für den treulosen Menschen, der in Einem Athemzuge dreimal Treue schwört, und dreimal die Treue bricht; aus bloßer üppiger, sündiger Lust die Treue an die Banden eines Eides legt, um die Banden zerreißen zu können; ja, warum soll der Himmel seine Hand bewaffnen, wenn ich,

ich des lachenden Betrugs verächtliches Spielzeug mit blasser Wange, mit feiger Brust vor dem Betrüger stehe, ihm schmeichelnde Worte gebe, mit flehender Zunge rede, bis er mich reisen läßt?"

Das rief ich, und noch viel mehr, so daß meine Postillone jagten, was die Pferde laufen konnten, weil ich ihnen wahnwitzig schien.

Mein Just, der denn endlich die ganze Begebenheit sich aus meinen einzelnen Worten zusammen gesetzt hatte, stellte mir vor, daß, wenn ich zurück käme, das Fräulein, ihr Liebhaber, und die Stadt dazu glauben würde, ich käme zurück, um mich dem Fräulein wieder anzubieten.

Wie sehr ich herab war mit meinem Verstande, kannst Du daraus sehen, daß diese seltsame Vorstellung auf mich wirkte.

Ich kehrte wieder um; und mein Just, der gern zwischen mich und meinen treulosen Freund eine Welt gelegt hätte, nutzte meine Erlaubniß, die ich ihm gegeben, den Weg zu bestimmen.

Er brachte mich nach Hamburg, und von da segelten wir nach Dower. Ich kam träumend in London an.

Fortsetzung.

Ich wurde durch den Anblick des mannichfaltigen Lebens, der unendlichen Thätigkeit, des freien Volks zerstreut; aber in meinem Herzen setzte sich ein Haß gegen das Leben, und das höchste Mißtrauen gegen den Menschen fest.

Ich hatte das unendliche Glück der Liebe gefühlt, und das eben sollte ich aufgeben?

In meiner Brust, das fühlte ich so fest wie das Leben selbst, ruhte eine hohe, eine reine Liebe, frei von aller Begierde, gegen das Weib, gegen die Hausfrau, gegen die treue, keusche, tugendhafte Mutter meiner Kinder, ruhte in meiner Seele so fest, wie die heiße, reine Sehnsucht, unsterblich zu seyn, und der Glau-

ben an die Unsterblichkeit war nicht fester in meine Seele gelegt, als der Glauben, diese Liebe müsse auf der Erde zu finden seyn, diese Liebe, die alles überwindet, die jedes Opfers fähig ist, die Vater und Mutter verläßt, Haus und Vaterland, den schönen Kreis der Gespielen und der Freunde, und nur an der Brust des Geliebten hängt.

Aber wo find' ich sie, diese allmächtige Liebe, die Sonne des Lebens, den Bürgen alles, der ewigen Hoffnungen? Wie wollt' ich sie unterscheiden von der Buhlerei, die nur den Blick auf mein Geld richtet, auf meinen Namen, auf die dunkle Erde?

In den Gebürgen von Hochschottland, auf den nebelvollen Heiden, wo ich den Ossian las, dessen Harfe die Liebe besingt, die hier wohnte, und die ich suchte, die Liebe, die bis zum Tode treu ist, in diesen Gebürgen, wo mir die Greise die Lieder von Selma sangen, bildete ich den Plan aus, die Sonne des Lebens, die keusche, unschuldige Liebe in ganz

Deutschland zu suchen, und fånde ich sie nicht, mich wie mein alter ehrwürdiger Lehrer in die Einsamkeit mit meinen todten Weisen zu begraben, und dem Glück des Lebens zu entsagen.

Ich reiste mit meinem Just nach Deutschland zurück. Ich nannte mich Golden. Ich bat meinen Just, sich das häßliche: „Ihr Gnaden!" was ihm immer auf den Lippen war, abzugewöhnen, und mehr mein Freund zu seyn, als mein Bedienter.

Ich sagte ihm meinen Plan. Er lächelte; aber gerührt setzte er hinzu: „Sie sind es werth, mein lieber Herr, daß Sie ein solches Herz finden, wie Sie suchen, obwohl mir es nicht gefällt, daß Sie so große Anstalten dazu machen, wie Sie thun."

Da, o da, mein Bruder, mein theurer geliebter Bruder, fuhr ich an dem schönsten Tage, den der Frühling und der Himmel der Erde geben kann, in Deine Vaterstadt ein, unter den Liebesschlägen der Nachtigallen, durch den Duft der Blü-

then, unter einem Himmel, der so schön war, wie der Himmel, der Italien deckt. Das Geläut aller Glocken in der Stadt empfing mich. Es war der Sonnabend vor Pfingsten. Dann nahe am Thore fuhr mein Wagen langsam durch einen Haufen spielender Kinder, welche die Blumen, die sie in den Händen hatten, mir in den Wagen warfen.

„Das empfängt uns hier ja," sagte Just — „so feierlich, als sollten Sie hier finden, was wir suchen. Gebe es Gott!"

„Gebe es Gott!" sagte auch ich, freundlich gerührt durch das Alles; und so fuhren wir in unser Wirthshaus ein, den grünen Kranz, der dem Hause Deiner Mutter gegenüber liegt.

Just fand auch das Schild des Hauses bedeutend, und — O Gott sey gelobt! er hatte Recht.

Meine Vorhänge waren vor den offnen Fenstern niedergelassen; aber der Wind hatte einen Vorhang so geschoben, daß gerade eine kleine Oeffnung war, wodurch ich das gegenüber liegende Haus se-

hen konnte, Dein Haus, Bruder, Deiner Mutter, Deiner Schwester Haus.

Die Vorhänge vor den Fenstern waren so schneeweiß, die Fenster so rein und erst gewaschen, so durchsichtig, daß Deine Mutter wie vor mir saß; ich hätte sie zeichnen können.

Sie las ämsig und doch lächelnd in einem Gebetbuche. Ich erkannte es an dem schwarzen Bande.

Ich sah nur das eine Fenster, nicht mehr.

Auf einmal sah sie auf, legte das Buch weg und breitete ihre Arme aus, als ob sie Jemanden empfangen wollte. Und nun trat Zezilie, weiß gekleidet, wie die schönste Blüthe des Mai's zu ihrer Mutter, knieete vor ihr, küßte ihre Hände. Beide waren unendlich bewegt.

Die Mutter legte die segnende Hand auf das Haupt der Tochter. Sie trockneten beide die Augen. Dann drückte die Mutter die Tochter an ihr Herz. Die Gesichter erheiterten sich, wie durch ein

Wunder aus dem Schmerz, aus der ersten Rührung.

Mir war es ein Räthsel.

„Wer wohnt da drüben?" fragte ich den Aufwärter, und er erzählte.

„Ach," sagte der — „das ist so eine Sitte hier, wenn man am andern Tage zum Abendmahl geht, daß Kinder die Eltern um Verzeihung bitten. Und Morgen geht hier die halbe Stadt zum Abendmahl. Das ists nur!"

Ich hätte den Kerl für sein „das ists nur!" vom Zimmer werfen können. Aber doch gab ich Acht, ob's nur die Sitte so war bei meinen Nachbarinnen oder mehr! Aber es war gewiß nicht die Sitte nur, die der Tochter Haupt und Knie vor der Mutter gebeugt hatte. Weder Mutter noch Tochter thaten nur einen Blick durch die hellen Scheiben auf die Gasse. Eine heilige Ruhe trug die beiden Herzen auf festen Händen. „Nein," sagte ich — „die Tochter, die den schönen Blick des Kindes festhält, auf der Mutter ehrwürdigem Gesicht, hat nichts abzubitten gehabt. Die

Mutter gab ihr keine Verzeihung, sondern ihren Segen."

Kannst Du glauben, daß ich dennoch drauf lauerte, jetzt sollte dieser Wagen, oder jenes Geräusch von Stimmen Beide ans Fenster ziehen? — Nein, sie setzten sich Beide in den Grund des Zimmers auf ein Sofa.

Sie redeten eifrig, die Hände in einander geschlagen, und gewiß von einem, den sie liebten, oder von dem Ueberirrdischen; denn ich sah sie Beide sich noch oft die Augen trocknen. Die Mutter ging hinaus, und eine Minute lang knieete die Tochter vor der leeren Stelle ihrer Mutter. Es war ein heißes Gebet für die Mutter. Dann saß sie an einer Arbeit, so ruhig!

Diese Stunde war das erste Band, was das gütige Geschick um meines und um Aurorens Herz schlang.

Ich trat zurück vom Fenster, und wieder hin. Dann gingen ihre Vorhänge gegen Abend nieder, und spät, als alles still war auf der Gasse, hörte ich die sanf-

te schöne Melodie eines Chorals, leise und schön gesungen von Mutter und Tochter. Und dann erlosch das Licht.

Ich freute mich beim Einschlafen und beim Erwachen darauf, das fromme Paar am Morgen zu sehen. Ihre Fenster blieben am Morgen verhängt; aber unter dem Glockengeläut traten sie hervor.

Ich sah nur Deine Schwester den einen Augenblick, da sie hinter ihrer Mutter aus der Thür trat; aber ein Zug von Henriettens Gesicht auf ihrem, drang wie ein brennender Pfeil durch meine Seele.

Sie war schwarz gekleidet, wie es hier Sitte ist. Denn viele waren wie sie gekleidet. Aber welch ein Unterschied! Ich möchte sagen, sie hatte an dem heutigen Tage jeden Reiz verhüllt, jede andre Schönheit, als die ihrer frommen Seele verborgen. Ein weißer Flor verhüllte das goldne Haar, die Marienstirn, das schöne leuchtende Auge. Sie ging, ihr Haupt gebeugt, langsam, als wollte sie die hohe, schlan=

ke Gestalt, und das Leben ihrer Glieder in die fromme Demuth verhüllen.

Nein, ich konnte nicht widerstehen, ich folgte ihnen. Ich nahm meinen Platz gegen ihnen über. So bete die fromme Unschuld, und die Demuth! So knieet das Gebet selbst, wie sie am Altare knieete!

„Das ist keine Heuchelei!" rief eine laute Stimme in mir. Da saßen neben ihr Mädchen, schwarz wie sie gekleidet, und fromm wie Nonnen; aber Auge und Blick flatterten umher. Aber mir fiel Henriette ein, und der Zug ihres Gesichts, der dem Zuge auf dem Gesicht der Beterin ähnelte.

War sie nicht fromm? und dennoch wurde ich betrogen.

Deine Mutter und Zezilie blieben, bis die Kirche leer war. Dann erst gingen sie, wie sie kamen, nach Hause.

Ich fragte einen Friseur, der zu mir kam: „wer wohnt dort, da drüben?"

„Mutter und Tochter, Madame Bürger, die arme Wittwe eines Gelehrten. Die Tochter ist schön wie ein Engel," fuhr er lachend fort — „und was nicht leicht

ist hier in der Stadt, von eben so schönem Ruf. Sie haben gewiß die Tochter diesen Morgen zur Kirche gehen sehen? Und den möchte ich sehen, der sie sehen und nicht fragen müßte: wer ist sie? Das Mädchen, sagt man, denkt hoch hinaus, wie die ganze Familie. Der Bruder auch. Der ist in Italien, man weiß nicht wovon. Das kommt vom Vater. Er war stolz wie ein König, und arm wie ein — Schulmann. Aber die ganze Familie steht in Ehren, obgleich jeder gern dem Stolzen Uebels nachsagt. Besondre Leute; gut, herzensgut; aber apart! sehr apart!"

Ich war entschlossen, das Mädchen, das so besonders war, zu prüfen.

Ich setzte mich den Mittag in Wagen, und fuhr zur nächsten Stazion. Hier ließ ich meinen Wagen, und nach acht Tagen, ohne daß Just etwas wußte, ohne daß er das Mädchen oder die Mutter gesehen hatte, kehrte ich zu Deiner Schwester zurück. Ich nahm am andern Ende der Stadt meine Wohnung in dem Engel. Ich war entschlossen, sie näher zu beobachten.

Ich lebte in dem Wirthshause höchst einfach und verborgen.

Just hatte Befehl, meinen Stand nicht zu verrathen, eben so wenig mein Vermögen. Ich hieß Golden.

Ich sann auf Gelegenheit, Deine Schwester zu sprechen. Ich hatte das für leicht gehalten; ich fühlte nach einigen Tagen, wie schwer es war.

Ich bitte Dich noch einmal, nicht zu vergessen, wie schmerzlich ich betrogen war, und welch einen Plan ich in dem Lande der Liebe, in den Gebürgen von Hoch-Schottland gemacht hatte, ein Herz zu suchen, das mich genug liebte, um mir alles Andre, was ihrem Herzen theuer war, selbst das, was dem Mädchen am theuersten ist, ihren Ruf, aufzuopfern.

Ich bitte Dich, das nie zu vergessen. Ich war der unglücklichste Mensch, und sollte der glücklichste seyn.

(Fortsetzung.)

Mein Just sah recht wohl, daß ich hier eine Absicht hatte; aber ich wußte

gewiß, daß er Deine Schwester nicht kannte, um daß er mich nicht verrathen konnte, selbst wenn er gewollt hätte.

Ich selbst ging so vorsichtig zu Werk, daß man mich kaum in dem Hause kannte, wo ich wohnte.

Endlich, endlich sah ich Zezilien am Morgen ganz früh zum Thore hinausgehen, auf ein Gärtchen, daß ein paarhundert Schritte nur von der Stadt entfernt lag. Sie war um neun Uhr Morgens schon wieder in der Stadt. Nachmittag ging sie nie dahin, sondern nur mit ihrer Mutter von einem Thor zum andern.

Ich konnte mit Sicherheit das Gärtchen am Nachmittag besuchen.

Ich ging einen Nachmittag hinein, um Obst zu kaufen, und traf eine blinde Mutter, und ihre Tochter, eine Wittwe mit zwei kleinen Kindern. Ich war schlicht gekleidet, wie ein Handwerker.

Ich redete mit der Blinden freundlich, scherzte mit den Kindern, und unsere Bekanntschaft war gemacht. Ich kam öfter, und man fragte, wer ich wäre? Ich ant-

wortete lächelnd: „nicht so arm wie Ihr, Mutterchen; aber auch nicht viel reicher; nicht so unglücklich, wie Ihr, aber auch nicht viel glücklicher. Ich sollte ein Gelehrter werden, und war zu arm dazu. Jetzt aber, wenn ich mich einschränke, habe ich genug, und wohl noch für einen, der ärmer ist als ich, ein Almosen, und das können nicht viel Menschen sagen."

Die Blinde hatte mich in ein paar Tagen lieb gewonnen; denn sie meinte, was ich sagte, wäre so besonders. Es gäbe zu denken, und so konnte ich nach acht Tagen mit dem Vorschlage hervorrücken, man möchte mir das kleine Stübchen oben im Hause für den Sommer vermiethen. Es wäre mir zu theuer in der Stadt, und zu eng, und zu geräuschvoll.

Das war nach einer halben Stunde in Richtigkeit, und am Abend war ich mit meinen Sachen, die ein Mann auf einem Schubkarren brachte, bei den guten Leuten eingezogen, und am andern Morgen sah ich Zezilien, eine Viertelstunde bei der Blinden sitzen, eine Viertelstunde mit

den Kindern scherzen. Und dann ging sie mit ihrer Arbeit auf und nieder, lehrte die Kinder lesen, redete mit der Witwe, die Magd bei ihr gewesen war, pflückte ihr Gemüse für den Mittag selbst, und ging dann nach Hause.

Den andern Tag blies ich oben auf meinem Stübchen meine Flöte unbekümmert.

Die Kinder, deren Freund ich so gut war, wie Zezilie, rufen: „horch! horch! der arme Heinrich vom See!"

„Heinrich vom See?" frägt Zezilie die Blinde.

„Ein ehrlicher, armer, guter Mensch, dem's in der Stadt zu theuer ist. Heinrich von See heißt er nicht."

„Heißt er Großmutter," fällt die Enkelin eifrig ein — „er ist über Land und See gegangen, über See und Land, ein treues Herz unter den Menschen zu suchen. Das hat er uns gestern Abend erzählt."

„Ja doch, ja! — Ein besondrer Mensch, Mamsell Zezilie, ein redliches Blut, so redlich, als hätte er auch sein

Gesicht verloren, und müßte sich nun auf andre Augen verlassen."

„Aber wer ist er denn eigentlich?" fragte Zezilie, ein wenig bestürzt.

Die Blinde, die sich auf die Menschenstimme verstand, sah, wie Zezilie erröthete. „O nein, liebe Mamsell Zezilie!" — Die Blinde erzählte mir nachher die ganze Unterredung — „Sie haben sich nicht zu fürchten. Er ist nicht etwan so ein junger Herr, obwohl er jung ist und hübsch, sagt meine Tochter. Ehrlicher Leute Kind, der gerade so viel hat, um allein und spärlich zu leben, mit seinen Büchern, und seiner Feder, und seiner Flöte, gekleidet wie unsereins, zu denen er auch gehört. Erzählt Abends den Kindern Geschichten, wie die vom armen Heinrich von See. Ich höre selber mit zu, und es ist, als sähe ich alles mit an; so erzählt er. Vor Elf kommt er nicht herab, und geht er Morgens früh, so geht er ins Freie mit der Flöte."

Das beruhigte Zezilien, und die Kinder erzählten ihr vom armen Hein-

rich, und zeigten ihr, wie ich sie lesen lehrte und schreiben dazu, und rechnen auch.

Ich sah sie durch die Weinranken, die meine Fenster beschatteten. O mein Bruder, ich bat den Himmel, den armen Heinrich in Zeziliens Brust finden zu lassen, was er suchte: „Liebe und ein treues Herz!“

9.

Nach einigen Tagen war Sonnenberg weggegangen, einen Bekannten zu begleiten, der auf die Wanderschaft ginge; so hatte er der Blinden gesagt. Er würde vor Abends nicht zurück seyn.

Die Kinder plagten die Blinde mit Fragen, ob der arme Heinrich auch gewiß wiederkäme? Die Blinde versicherte, und erzählte Zezilien, wie er es anfinge, das Herz der Kinder, aller Menschen,

auch der Thiere zu gewinnen. Und die Kinder wollten mit Gewalt Zezilien zeigen, wie sie schön schreiben könnten.

Die zärtliche Liebe dieser Menschen gegen den armen Heinrich, — der ein Handwerker war; für mehr gab ihn die Blinde nicht aus; und die Mutter der Kinder auch nicht — hatte doch Zezilien neugierig gemacht, nicht ihn zu sehen, sondern mehr von ihm zu wissen.

Die Kinder wollten Zezilien auf des Mannes Stübchen ziehen, um ihr ihre Schreibebücher zu zeigen.

„Sie können den Kinderchen die Freude machen, Mamsell! Auf dem Stübchen ist es reinlich."

Zezilie ging. Sie besah die Schreibebücher, und bewunderte die Fortschritte der Kinder im Schreiben. Sie besah die Titel der Bücher. Sie kannte sie sehr wohl aus der Bibliothek ihres Bruders.

Das kleinere Mädchen, das sich in kindischem Triumphe das Ansehen gab, als sey es der Herr des Stübchens, weil der arme Heinrich ihm die Sorge dafür

aufgetragen hatte, gab Zezilien ein Papier mit den Worten: „er schreibt noch viel, viel besser. Dies hat er geschrieben.“

Zezilie erröthete. Sie hätte gern einen Blick auf das Papier geworfen, wenn sie nicht das Plaudern der Kinder gefürchtet hätte.

Sie legte das Papier wieder auf den Tisch, mit der Lehre: „Du mußt das beschriebene Papier eines Fremden nicht anrühren!“

Die Blinde kam dazu, weil ein kleiner Regen sie von ihrem Sitze im Garten verjagt hatte. Die Kinder liefen jauchzend hinab; denn die Mutter hatte Regen gewünscht.

Während die Blinde erzählte, las Zezilie die ersten Worte, nur um zu sehen, wie er schriebe.

Das zog sie an; sie las verstohlen: „Warum kann ich die Ruhe nur im Schlafe finden, und nur im Tode? warum nicht im Leben? Warum sehe ich es nicht lächelnd an, wie das Gewitter in den Le-

benstraum hinein donnert? Ist denn nicht dieses Leben der Winter eines künftigen wonnereichen Frühlings, der ewig dauert? O du Ruhe, warum fliehst du des Lebens Traum? Warum muß ich noch immer, immer mehr, mit immer wachsender Sehnsucht den Wunsch haben, hier schon den ewigen Frühling zu finden: die Liebe, ein treues Herz? O Himmel, warum entzündetest du in der Brust des Menschen die Flamme einer Liebe, die wie das Todtenlicht in einem Grabgewölbe, einsam, ungesehen brennt, flattert und verlischt? Ach, warum antwortet der Stimme einer unendlichen Liebe, die ich in meine Flöte hauche, nur spottend das Echo, das in einem harten kalten Felsen wohnt, und nicht in einem treuen Herzen? O warum vermehren die Flötentöne meine, und der Nachtigall den Schlag meines Herzens, den Wunsch meiner Seele, der nie erfüllt wird? O, warum rufe ich Nachts den Sternen zu: grüßt die Geliebte meines Herzens! Ja, sie wohnt jenseits der Sterne, jenseits des Lebens!

O weh, wenn auch jenseits der Sterne unbefriedigte Seufzer zu uns herüber tönten, und sagten: grüßt die Geliebte, die bei Euch wohnt!"

Das las Zezilie mehr als einmal unter dem Gespräch der Blinden.

Es waren ihre eigenen Gedanken, ihre eigenen Gefühle, es war die stille Sehnsucht ihres eigenen Herzens.

Sie nahm sogar einen Bleistift und schrieb auf ein Stückchen Papier die Worte ab, und steckte es in ihren Busen.

Jetzt war ihr auf dem kleinen Zimmer des armen Heinrichs nichts mehr gleichgültig. Aus seinen Büchern, die in mehrern Sprachen da lagen, sah sie, er war ein sehr gebildeter Mann, und nicht etwan ein Handwerker, wie die Blinde meinte.

Sie mußte gehen, sie fühlte, daß das alles einen tiefen Eindruck in ihre Seele gemacht hatte, und sie kämpfte mit sich selbst, ob sie ihrer Mutter es sagen sollte oder nicht.

Was hätte sie sagen können, was ihre Mutter nicht belacht oder getadelt hätte?

Der arme Heinrich von See, der über Meer und Land geht, ein treues Herz zu suchen? Sie sah ihrer Mutter verstohlnes Lächeln, so rührend Zezilien das alles geworden war. Ihrer Mutter zu zeigen, was er geschrieben hatte? Sie erröthete, daß sie den Tadel ihrer Mutter zu sehr verdient hatte.

Sie schwieg, weil sie mußte, und sie beschloß, sich selbst zu strafen, und blieb zwei Tage hinter einander vom Garten weg.

Dann aber kam sie wieder, in ihrer reinen Unschuld meinend, er wisse nicht einmal ihr Daseyn.

Sie dachte nicht daran, daß der Blinden Leben nur Gespräch war, und daß der arme Liebespilger jeden Tag eine Stunde bei der freundlichen Blinden saß, und sich von ihr erzählen ließ von Zeziliens Eltern, von ihrem Bruder, von ihr selbst, wie einsam sie erzogen war, unter den Augen ihrer Eltern, wie ihr Bruder die

Schwester so unendlich fest mit dem Herzen eines Bräutigams geliebt! Wie arm und wie glücklich sie dennoch sey! wie fromm, wie einig sie mit ihrer Mutter lebe!

Zezilie meinte, die Blinde sey so verschwiegen, wie sie selbst. Und so konnte Zezilie wohl wünschen, einmal den Mann zu sehen, der ein so treues Herz besaß, und ein treues Herz suchte.

Das fügte sich. Denn der Süd jagte bei hellem Himmel rasch ein Gewitter hinter den Bäumen herauf, eben da Zezilie im Garten war.

Sie flohen ins Haus. Aber das Stübchen der Gärtnerin lag gerade gegen Süden, dem Gewitter entgegen, das fest stand und furchtbar tobte.

Sonnenberg kam herab, und bat sie, in sein Zimmer zu kommen, das gegen Norden lag.

Zezilie ging mit; denn bis auf eine kleine Verbeugung, die er dem fremden Mädchen machte, that er nichts, was sie auszeichnete.

Zezilie sah ihn. Das Bild, was sie von ihm in ihrer Phantasie, und halb auch im Herzen hatte, wurde bei weitem von ihm selbst übertroffen.

Sie that nur einen Blick in sein trunkenes Auge, und sie glaubte an die Wahrheit der Worte, die sie von ihm gelesen hatte, obgleich er das Auge voll Begeistrung nicht auf sie heftete.

Mit einem Gespräch über Gewitter, war das Gewitter vorüber gegangen. Von dem Donner war Zezilie mit ihm auf die Musik gerathen. Er war mitten im Erklären einer Frage begriffen, die sie ihm gemacht hatte, da gingen die Andern.

Sie ängstlich, mit ihm allein zu seyn, sagte lächelnd: „wenns Ihnen gefällig ist, es ist im Freien nach einem Gewitter so schön."

Er, sein Gespräch ruhig fortsetzend, ging mit ihr hinab.

Er ging mit ihr auf und nieder im Garten. Die Frau war an ihrer Arbeit, die Kinder halfen der Mutter. Die Blin-

de war auf Sonnenbergs Zimmer gegangen. Sie mußte also bei ihm bleiben.

Das Gespräch wurde mit jedem Augenblick ruhiger und angenehmer.

Er erzählte seine Reise durch die Gebürge in Schottland, das nicht romantischer war, als seine Reise selbst.

Er zeigte ihr einige altschottische Balladen, die er übersetzt hatte, und versprach ihr, da sie auf die Musik, die er höchst einfach und rührend nannte, neugierig war, er wollte sie ihr, wenn sie morgen wieder käme, auf der Flöte vorblasen.

Nun rief eine Stimme in ihrem Innern: „sag ihm, daß Du morgen, und lange nicht wieder kommst.“ Aber sagen konnte sie es nicht. Sie wollte lieber wegbleiben, als es ihm sagen.

Sie ging; aber er begleitete sie nicht, wie sie gefürchtet hatte.

Nun mußte sie aber ihrer Mutter gestehen — Gestehen? was war denn zu gestehen? dieser arme Heinrich von See war ja nichts weiter als eine liebliche Erscheinung, nichts mehr als ein

Traumbild, das vorübereilt, und mit dem ersten Hahnenschrei aus dem Kopfe und aus dem Herzen verschwunden ist; eine Erscheinung, die jede Mutter belächelt und jedes junge Herz zu süßen Schlägen treibt. „Morgen ist er fort!“ sagte sie, sich nach dem Gärtchen umsehend — „oder in drei Tagen bleibe ich weg, oder in vier Tagen. Dann ist alles ohnehin vorbei, bis auf ein recht süßes Bild in meiner Seele, was aber — das darf meine Mutter nicht besorgt machen — schon lange in meiner Seele nur nicht so hell gewesen ist. Ich weiß, meine Mutter würde unruhig werden; aber ehe ich selbst nicht unruhig bin,“ und sie legte die Hand auf das Herz, und horchte nach seinen Schlägen — „kann Mütterchen ruhig schlafen.“

Sie sagte also nichts, gar nichts; überlegte aber wohl den halben übrigen Tag, ob sie ihm die schottischen Balladen sollte blasen hören oder nicht.

Sie sagte hundertmal ja, eben so oft nein! Besann es langsam, im Fluge ihre Mutter dabei ansehend, dann den Boden,

dann die Decke; sie überlegte es im Lesen, im Singen, im Gespräch, im Wachen, im Schlaf, im Traum, auf alle mögliche Weise, wie etwas nur zu überlegen ist, um sich recht zu überzeugen, daß der junge Mensch, so hübsch er auch war, und so trunken sein Blick, und so schön seine Worte, und so weich sein Herz, gar nicht mit im Spiele war.

Im Erwachen am andern Morgen, sagte sie nein! und recht trotzig, nein! ohne zu überlegen, und setzte sich an eine lang verschobene Arbeit.

„Mein Kind," sagte die Mutter — „heute ist der Tag so schön, Du sollst gehn. Regnets einmal, so ist es dazu Zeit."

Zezilie schwieg, aber dachte viel, zum Beispiel: „ja, wenn die Mutter auf seine Seite tritt!"

Aber sie ging, heiter und entschlossen, daß alle Balladen auf der Welt ihr Herz nicht unruhig machen sollten. Aber von weitem hörte sie schon die Flöte, die sie empfing, und sie zog ihr Zettelchen aus

dem Körbchen, und las, was er über die Flöte gedacht hatte. „O warum antwortet einer unendlichen Liebe, die ich in meine Flöte hauche, nur das Echo, das in harten, kalten Felsen wohnt, und nicht ein weiches Herz? —!"

„Der arme Mensch!" sagte sie, aber ihr Papier schnell wieder zusammenlegend, und wollte gar nicht darüber nachdenken, was in den paar Worten: „der arme Mensch!" noch für andre Gedanken lagen, die sie gedacht hatte. Das konnte sie nicht läugnen. Aber sie gestand es auch nicht.

„Nun, ich höre die Balladen blasen, und damit gut!"

Aber, aber, nachdem er eine Ballade Zezilien vorgelesen, und mit so rührenden, schmelzenden Tönen, als wäre er es selbst, von dem die Ballade sang, und nachdem er sie ihr vorgeblasen hatte, bat er sie, aber gar nicht mit einem Tone, als ob sie nein sagen dürfte, die Ballade zu seiner Flöte zu singen.

Sie sah den Menschen darauf an, der

diese Foderung so trocken machte, als wäre das gar nichts; und sie sagte muthig: „nein!“

Er schlug demüthig das Auge nieder, beugte das Haupt ein wenig auf die Brust, und sagte dann langsam: „es war die erste Bitte. Das Nein thut weh!“

„Ich fürchte,“ sagte sie sanft — „ich werde es nicht können.“

„Sie haben eine reine Stimme, Sie werden es gewiß können.“

Sie sang, er blies bald, bald half seine Stimme der ihrigen. Sie hatte nie schlechter, nie besser in ihrem Leben gesungen.

Schnell fing sie nun ein Gespräch an, um dem Singen ein Ende zu machen. Das Gespräch aber führte wieder zum Singen, der Gesang zu einem Duett, und zu einer Ballade zweier Liebenden, deren Gesang den feinsten, den zartesten Duft der Liebe verhauchte.

Sie schwiegen Beide auf einmal mitten in einer Zeile. Er wendete sich einen Augenblick ab, und dann mit einem Auge,

das noch einmal so trunken, und mit einem Lächeln, das selig war, wieder zu ihr. Sie hatte das Auge niedergeschlagen, sie fühlte die Glut ihrer Wangen, das Pochen ihres Herzens. Es war etwas vorgegangen, sie wußte nicht was. Er wußte es; er liebte Zezilien.

Sie saßen lange so schweigend, bis endlich Zezilie fragte: „um Vergebung, wie ist ihr Name denn?“

„Mein Name?“ sagte er traurig — „ich habe ein Gelübde gethan, meinen Namen nur Einem Menschen auf der Erde zu nennen, einem, der ihn verschweigen kann. Das sind Sie! Sie, theures Mädchen! Ach, ich war lang, lang, ach lang und sehr unglücklich! Hier, hier ist mir die Hoffnung zum erstenmale wieder begegnet. Ich heiße Sonnenberg.“

Eben wollte Zezilie ihn bitten, ihr seinen Namen zu verschweigen; denn auf solche Bedingungen mochte sie ihn nicht wissen. Aber der Name war heraus, und sie schwieg.

Er fuhr fort, ihre Hand sanft ergrei-

fend: „Ihnen habe ich den Namen eines Unglücklichen vertraut, Ihnen! Niemanden auf Erden sonst würde ich ihn vertrauen. Ich bitte Sie, bewahren Sie ihn! Wenn er je über ihre Lippen geht, wenn je jemand von Ihnen erfährt, daß ich hier wohne, daß ich bin, daß Sie mich kennen, daß sie mich gesehen, er sey wer er sey, Ihre Mutter, oder Ihr Bruder: so" — er sah sie mit trauernden Blicken an — „so ist mein Glück aufs neue verschwunden, so treibt mich das Geschick aufs neue über die Erde, bis ich wieder einen Ort finde, wie diesen, und ein Herz, das mein Geheimniß verschweigen kann. O nein, Zezilie, Sie, Sie werden mich nicht verrathen! Sie gewiß nicht!"

„Nein, ich gewiß nicht," sagte Zezilie, im schönen Eifer des Mitleidens mit einem Unglücklichen — „ich gebe Ihnen mein Wort darüber."

Er drückte ihre Hand, die sie zur Versöhnung empor gehoben hatte, an seinen Mund. Sie versicherte noch einmal be-

geistert: „Keinen Menschen auf der Welt. Er sey, wer er sey!“

„Nein, nein!“ sagte er — „Zezilie wird ja die Hoffnung, die einzige Hoffnung eines menschlichen Herzens nicht zerschlagen!“

„Gewiß nicht!“ sagte Zezilie, und sie ging zu Hause.

Auf dem Rückwege, nachdem ihr schöner Eifer etwas erkaltet war, fand sie auf einmal, daß die unschuldige Begebenheit eine ganz wunderbare Wendung genommen hatte. Sie wußte nun seinen Namen Sonnenberg und dagegen hatte sie das Versprechen gegeben, nie von ihm zu reden, also ihrer Mutter auch zu verschweigen, daß sie ihn kenne. Aber das Wort hatte sie nun einmal gegeben, und die Versicherung, daß, wenn sie ein Wort von ihm redete, er aufs Neue über die Erde flüchten müsse, brachte sie in eine solche Angst, daß sie sich fest vornahm, zu schweigen.

Sie begriff von dem allen den Zusammenhang nicht, so viel sie sich auch damit

beschäftigte.

beschäftigte. Sie hätte gern mehr gewußt von dem Unglücklichen, der ein so ehrendes Vertrauen in sie setzte; aber sie scheute sich, ihn zu fragen.

Sonnenberg hatte den Plan, nur ein Herz zu wollen, das ihm allein die Liebe gab, nur die Liebe, die wahrste, treueste Liebe. Keine Eltern, keine Verwandte, keine Freunde sollten Einfluß auf das Mädchen haben. Nichts, sondern nur Liebe um Liebe, Herz um Herz, Treue um Treue, war sein Wahlspruch.

Er liebte Zezilien; er erkannte den Werth ihres Herzens. Aber hatte er nicht tausend Eide auf Henriettens Liebe geschworen, und hatte sie ihn nicht dennoch so grausam betrogen? Er mußte, wollte er glücklich seyn, sollte sein Mißtrauen, das ihn unaufhörlich peinigte, in festen Glauben verwandelt werden, und er fühlte, der unglücklich Betrogene, er fühlte, daß er ohne Glauben an die Liebe seiner Frau nie glücklich seyn konnte; er mußte also Zezilien von ihrer Mutter losreißen, seine Neigung zu ihr mußte

ein tiefes Geheimniß bleiben, ihre Liebe mußte von sich selbst in ihrem Herzen entstehen; und diese Liebe sollte alle die Wunder thun, die sein Mißtrauen verlangte, alle Opfer bringen, die er foderte.

So legte er auf sein Leben ein geheimnißvolles, grauendes Dunkel, mit dessen Schrecken er Zeziliens Zunge band, und ihre Liebe gegen die Mutter.

Das gelang nur zu gut. Das arme Mädchen sann über ihre seltsame Lage, in der sie verstrickt war, nach, und sah keinen Ausweg, als den, den sie sogleich zu gehen beschloß, gar keinen weitern Antheil an dem Manne zu nehmen, der sie so seltsam gebunden hielt.

Sie blieb auch ein paar Morgen von dem Garten weg; aber das Mitleiden mit seinem Schicksal, ein mädchenhafter Triumph, daß er allein ihr vertraut hatte, und mehr als alles, die aufkeimende Liebe, die desto gewaltsamer wirkte, weil sie unsichtbar war, führte sie dennoch wieder zu ihm.

„Ach, Zezilie," sagte er mit einer

sanften Trauer, die aber tief in des Mädchens Herz drang — „ich dachte schon, auch Sie hätten den Unglücklichen verlassen oder vergessen!“

„Aber,“ sagte sie lächelnd; denn sie wollte durchaus ihre Freiheit behaupten — „was könnte doch ein Mädchen für Sie thun?“

Anstatt in Verwirrung zu gerathen, wie sie dachte, sagte er mit eindringlicher Gewißheit: „Alles! alles, liebe Zezilie! Ich bin durch ein seltsames Geschick gezwungen, auf der Erde ein Herz zu suchen, das meinem Herzen glaubt, meiner Tugend, meiner Treue, das mir unbedingt glaubt; dann ist der Zauber gelöst, der mich unglücklich macht.“

Sie sah ihn groß an, und sagte verwundernd und zweifelnd: „Das klingt ja wie ein Zaubermährchen!“

„Es klingt so, Zezilie! Aber es ist wahr, wahr, wie das Licht.“ Er legte die Hand auf sein Herz, und hob das Auge mit Thränen zum Himmel, so daß sie nicht

mehr zweifelte, obgleich sie nicht einsah, wie es seyn konnte.

An seine Tugend glauben an seine Treue, unbedingt, das war ja so schwer nicht. In der That, sie hatte große Lust, daran zu glauben.

„Das ist wundersam!" sagte sie, ihn mit ihren ehrlichen Blicken durch die Augen tief in die Seele schauend.

Sie fühlte, sie mußte abbrechen; denn ihr Herz wurde zu weich. Sie redete vom Wetter; aber jedes Gespräch, was sie anfing, und was er eben so unschuldig fortsetzte, führte irgendwo wieder in das magische Land der dunkeln Geheimnisse.

Er redete nicht ein Wort von Liebe; aber er brachte es heute sehr weit mit Zezilien. Er bat sie noch einmal mit allem, was Sprache, Blick, Stellung Rührendes hat, wie sie gehen wollte, und so ernst, und so zitternd vor dem Unglück, was daraus für ihn entstehen müßte, wenn sie seine Bitte nicht erfüllte, daß sie ja von ihm nie mit irgend einem Menschen reden möchte, daß sie es ihm in der Angst

über ihn noch einmal versprach. „Er hoffte,“ setzte er dann noch mit einer zärtlichen Rührung hinzu — „daß sie doch zuweilen noch den Garten besuchen würde, wo ihr Freund jeden Morgen auf sie mit Vertrauen hoffte, wie auf den Bürgen seines künftigen Glücks. O Zezilie,“ setzte er hinzu — „wenn Sie weg blieben, morgen und wieder, und immer, und immer —“ Er sah sie erblassend an, richtete den Blick auf den Boden, und ließ ihre Hand fahren.

Zezilie ging tiefsinnig den Weg zur Stadt. Dieser seltsame Mensch riß sie so gewaltsam an sich, so gewaltsam, und doch fühlte sie ein geheimes Vergnügen, so weggerissen zu werden. Sie liebte ihn; aber doch wußte sie es nicht. Es war nicht möglich, den Entschluß, den sie tausendmal faßte, nicht wieder hinzugehn, zu halten. Und jedesmal, wenn sie gegangen war, fühlte sie sich noch enger gebunden.

Das Gefährlichste war ihr Versprechen, von ihm nie, nie mit einem Menschen zu reden; denn alles, was sie in der Einsam-

keit von ihm dachte, wurden neue Banden für ihr Herz.

Aber je mehr Theil sie an ihm nahm, desto entschloßner wurde sie, das Band zu zerreißen, das ihre Freiheit fesselte, das, oder jedes andere, das ihr Herz trug. Sie wollte ihre Freiheit nicht einbüßen, die Freiheit, den Mann natürlich zu lieben, der nach und nach ihrem Herzen so theuer war.

„Wer sind Sie denn?" fragte sie ihn das nächste Mal mit einem hellen Blick, der ihm ankündigte, sie wolle Wahrheit.

„Sehen Sie, Zezilie," sagte er, betrübt — „da stehe ich an der Minute, die ich lange fürchtete!"

„Die aber kommen mußte. Ich muß meine Freiheit bewahren. Die Freundschaft ist kein Zwang, und kann unter dem Zwange nicht dauern. Ich muß Sie bitten, mir die Frage ohne Umschweife zu beantworten."

„O Zezilie," sagte er, ihre Hand fassend — „wer ich bin? meinen Sie damit meine Verhältnisse zu den Menschen,

zu dem Leben: so muß diese Frage ewig unbeantwortet bleiben, bis das Unglück, das mich fesselt, gelöst ist."

„Und das ist?"

„Bis ich ein Herz gefunden, das mir unbedingt glaubt. Fragen Sie nach dem innern Menschen? O Zezilie, wie wollen Sie mir glauben, wenn Sie mich nicht kennen? So hören Sie denn! Ich bin ein ehrlicher Mann. Auf meinem Leben, wie auf meinem Herzen liegt keine Schuld. Mein Geist glaubt an die Tugend, an die Unsterblichkeit, an Gott! Ich habe den festen Willen, und mein Wille ist stark, mein Herz rein zu bewahren für die Liebe, für die Freundschaft, meinen Geist für die Wahrheit, meinen Willen für das Recht. Sehen Sie, Zezilie, das bin ich! Das bin ich wahrhaft! Und daß ich das bin, das sollen Sie glauben, und ich bin der glücklichste Sterbliche. Wenn Sie zweifeln, o Zezilie: so werden Sie mich verlassen, und dann bin ich das trostloseste, hoffnungsloseste Wesen im Weltall, weil ich nie, das fühlt mein Herz, in seinen

Tiefen, so nahe dem langgesuchten Glück gestanden habe, als in dieser Minute."

Zezilie wurde verwirrt. Sie fragte: „Und weiter dürfen Sie nichts sagen?"

„Ja, Zezilie, theure, unschuldige, engelreine Zezilie! Ich kann Ihnen noch sagen, daß dieses schuldlose Herz, das eben so rein, wie Ihres, in dieser Brust schlägt, Sie unendlich liebt; daß diese Liebe meine schönste Hoffnung, meine letzte ist; daß ich fast gewiß weiß, ihr Herz war noch frei von Liebe, da Sie mich kennen lernten; daß Sie mich in den Himmel heben würden, wenn Sie sagten: „Aber seit ich Sie kenne, kenne ich die Liebe!""

Zezilie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Ihre beiden Hände hatte er gefaßt. Sie fühlte die wechselnde Glut und Kälte ihrer Wangen. Aus ihren Augen stürzten Thränen. Ihr Herz war voll einer süßen Unruhe, und pochte, daß sie sein Pochen hören konnte.

Aber da hob sie großmüthig das Auge zu ihm, und machte zugleich sanft ihre Hände los aus seinen.

„Sie wollen nicht antworten, geliebte Zezilie?“ sagte er sanft. „Sie wollen vielleicht allein seyn? O wann wird der schönste Augenblick, den das Leben hat, wo das Herz sich dem liebenden Herzen vertrauend öffnet, auch für mich kommen! Oder hat mein Leben keinen solchen Augenblick für mich, und für keinen? Ist denn das Herz nur ein harter Felsen, der nur ein Echo für die Seufzer der Liebe hat, und die Liebe nicht? O Zezilie, hat nur das Mitleiden diese Zähren in Ihre Augen gepreßt und nicht die Liebe? Stößt diese zitternde Hand und diese schlagende Brust mein Herz voll Liebe von sich?“

Zezilie schwieg.

„O Zezilie, laß diese Stunde nicht vorüber gehen! Das Leben fällt schnell ab, wie ein Blumenblatt, das der Frost getroffen. O ich beschwöre Dich, sage nur ein Wort, seufze nur einmal! Wende Dich nicht ab!“

Aber Zezilie schwieg. Sie achtete

darauf, nicht zu seufzen. Sie wendete sich ab.

„O gib mir ein Zeichen, wenn Du mich liebst!"

Zeziliens Seele flammte auf bei diesen Worten; ihr Herz strömte seinem entgegen. Aber sie behütete so genau Blick, Hand und Stellung, daß sie da stand wie eine Bildsäule, die kein Zeichen zu geben fähig war.

Hier fuhr sein heißes Herz, das sich geliebt glaubte, und weggestoßen sah, eben darum gerinnend zusammen, weil dieser Widerspruch der Liebe und des Vertrauens in dem weiblichen Herzen ihm der Grund der Untreue schien. Ach, er kannte seine unendliche Liebe wohl, aber nicht die stumme, schönere, weibliche Liebe, die nur wie die weiße Schattengestalt eines guten Geistes erscheint, den Finger auf der stummen Lippe, und verschwindet.

„Zezilie!" rief er, das flammende Auge gen Himmel hebend, die Rechte wie zum Schwur ausstreckend — „Zezilie,

so leb auf immer wohl! Leb wohl, letzte Hoffnung!"

Er hob den Fuß, zu gehen; aber bleicher und bleicher wurde Zeziliens Gesicht, das matte Auge öffnete sich, ihn noch einmal zu sehen, und verschloß sich wieder; das schöne Haupt sank kraftlos auf ihre Schulter. Sie sank, er fing sie auf, und legte sie an seine Brust.

Da hob sie ihr Auge, und eine Schamröthe verjagte die Todtenblässe von ihrer Wange, daß sie so an seiner Brust gelegen hatte.

Er verstand weder ihr Schweigen, noch ihr Zeichen. Er foderte das schwerste Opfer von des Mädchens Herzen, die junge Liebe, die sie mehr erschreckte als entzückte, ihm zu gestehen.

Aber der harte Mann foderte noch härter das Opfer, und sie gestand ihm ihre Liebe unter Thränen und Zittern.

Aber an diesem Geständniß, an diesen tief niedergeschlagenen Augen, an diesen stockenden Worten der bebenden Stimme, die jedes warme Wort zurück hielt und ein

noch schöneres dafür in die Stelle setzte, an dem noch schönern Verstummen der Liebe, an dem ersten Blicke des Auges, das die Glut des Herzens verrieth, an dem ersten halbgewagten und wieder verzögerten Händedruck, an dem leisen Säuseln der Seufzer, an dem Heben der Arme, den geliebten Mann zu umfangen, an ihrem Sinken, und endlich an dem trunkenen Worte: „Ich liebe Dich!" und dem Entzücken des ersten zitternden Kusses heilte sein von Zweifel eiterndes Herz aus.

„O ich that Dir Unrecht, geliebte Zezilie, ach, und hättest Du mich nicht geliebt! O wie Unrecht thue ich Dir, da Du mich liebst, treue Seele! treues Herz! O Zezilie, liebe mich unendlich, wie ich Dich liebe!"

„Ohne Maaß liebe ich Dich!" sagte sie, und ihr Auge schaute ihn klar an, schon in der Liebe heilig ruhigem Vertrauen.

Da legte er reuend und knieend sein Gesicht auf ihren Schooß, aber ihre Hand

suchte schmeichelnd die weinenden Augen und die heißen Lippen.

Er richtete sich empor, und rief schmerzlich: „Wie Unrecht that ich Dir, Dir, Zezilie!"

Ihre Küsse verschlossen den sich selbst anklagenden Mund.

Hättest Du jetzt gefragt, liebes Mädchen; er hätte Dir ja alles gestanden. Er wäre mit Dir gegangen zu Deiner Mutter, Du wärst sein gewesen, und die Freude hätte Dir den Brautkranz auf die Stirn gedrückt.

Sie fragte ihn nicht, weil sie ihn liebte, und so ging sie, erst spät, zu spät auf dem Rückwege beschließend, ihn morgen zu fragen.

Morgen? Ach nach einer Stunde verstummte sein Entzücken; der Ton deiner zärtlichen Stimme, die Worte deiner heiligen Liebe waren verweht; kein Echo in seiner Brust sammelte die Töne.

Sieh, da sitzt er, die Arme hart über die Brust gekreuzt, an der Deine weiche Brust noch eben ruhte, den starren Blick

nicht auf die schöne verflossene Stunde richtend, sondern auf eine frühere, die ihn verrathen hat.

„Nein,“ ruft er und streckt die Hand dem Mädchen nach — „nein! Thränen sind nicht die Bürgen der Liebe, der Treue! denn hingen nicht in Henriettens Augen Thränen? o flossen nicht von ihren Lippen unter liebkosenden Namen Eidschwüre für ihre Liebe? und dennoch, dennoch wurde ich betrogen! O könnte ich die Thränen, die Seufzer, die Liebkosungen, die Umarmungen, die Küsse, die ja auch falsch wie Eidschwüre seyn können, von ihrer Seele reißen, wie Larven, wie die Kleider des Schauspielers! Könnte ich einen Blick, nur einen in die Seele selbst thun! Ich kann es nicht. Thränen sind keine Bürgen, Thaten sinds, und die muß ich fodern, oder — verlassen, sterben!“

Sie kam den andern Morgen; mit einer Freundlichkeit — die ihn entzückte und mißtrauisch machte, weil er sie gestern nicht gesehen — ach, harter Mensch, hatte sie denn nicht heute von Dir etwas zu bit-

ten? — sagte sie: „Nun darf ich doch zu den Füßen meiner Mutter sinken, und dem zweiten Menschen, den ich liebe, meine Liebe gestehen?"

Finster fragte er und ernst: „Zezilie, ist meine Liebe oder deine nicht heilig genug, daß die Hand eines Fremden sie erst weihen muß?'

„Die Hand meiner Mutter, fremd?"

„Fremd, Zezilie, fremd und feindlich jede Hand, die unsre Liebe berühren will. Sieh, Zezilie, von jetzt an schau ich in Deine Augen; sie sind meine Sterne, die mir aufgehen, die mir Heil und Glück bedeuten. Andere Sterne kenne ich nicht. O Zezilie, lege Dich an diese Brust, an dieses Herz! Es ist Dein. Du theilst es mit Keinem. Es ist ganz Dein! O liebe mich so auch, Zezilie! oder wende Dein kaltes Auge auf mich, und heiß mich fliehen, auf immer. Du mußt ganz mein seyn, ganz; Dein Auge darf nur auf meinem hängen, aus diesem Herzen mußt Du Glück und Freude nehmen, wie ich. Hier bei dem leuchtenden

Himmel, schwöre ichs! wie ich aus Deinem. O Zezilie, Zezilie! stoß mich nicht in den dunkeln Abgrund der Verzweiflung zurück, woraus Deine Hand mich empor gerissen!"

Er warf sich ihr zu Füßen, er drückte im wilden Schmerz, in heißer Liebe ihre Knie an seine Stirn.

Sie hob ihn erschreckt empor. „Wenn ich Dich nur verstände?" sagte sie sanft.

„So versteh mich, Zezilie, so versteh mich, Du, meine Morgenröthe eines unendlich glücklichen Lebens, meine Aurora! So sollst Du heißen. So! Andre gaben Dir den Namen Zezilie. Nein, es soll nichts Fremdes an Dir seyn. Ich will Dir alles geben, der Liebe, der Treue, des Glücks reichstes Maaß."

Da rief Zezilie überwältigt von der Kraft seiner Leidenschaft: „und ich gebe Dir zurück, der Liebe, der Treue, des Glücks reichstes Maaß."

„So verstehst Du mich ja, Aurora?"

„Mein

„Mein Herz versteht Dein Herz wohl, und doch — rede, was willst Du? was soll ich?"

„Was ich längst von Dir bat, Aurora! Du nennst niemanden meinen Namen, redest nie ein Wort über mich, von mir! O Aurora, das ist wenig! O das kannst Du leicht! Aber ich bitte Dich bei diesen Thränen, die wahrhaftig aus meiner Seele kommen, der heiligsten Empfindung Kinder, bei meiner Liebe, die wie ein Schutzgeist Dich segnend und schützend ewig umschweben soll, beschwöre ich Dich: Glaube an meine Tugend, an meine Liebe, an meine Treue! O laß den Glauben nicht fahren, Aurora!"

„Ich traue Dir, Sonnenberg! Ich traue Dir! Ich lasse den Glauben nicht fahren. Aber das ist nicht Alles, was Du willst, was ich soll."

„Das nur ists, liebste Aurora! Das allein. Schau in mein Auge, lege Deine Hand auf mein Herz, und nun faß es fest! Ich will Dich nur beglücken; aber Dein

Herz soll meinem glauben, ohne Bedingung."

„Und wenn ich es thue?"

„So hast Du den giftigen Zauber gelöst, der meine Seele gefangen hält. Dann bin ich, dann bist Du glücklich!"

„Ich verspreche Dirs; aber die Gärtnerin hat schon von Dir in unserm Hause geredet."

„Was ich fast vermuthen konnte."

Er führte sie ans Fenster. „Siehst Du das Häuschen, Aurora, das dort mit dem Strohdach hervorragt? Es liegt wenige Schritte vom Wege ab, den Du gehst, wenn Du hieher willst. Einsamer ist kein Ort als der. Da wohn ich morgen. Du kommst, so oft Du willst. Ich wohne da ganz allein, den ganzen Morgen. Nachmittags bin ich in der Stadt."

„Allein? allein in dem Hause?"

„Allein! o Aurora, Du wankst doch nicht?"

„Wenn ein Auge mich sähe?"

„Und wenn die Welt Dich sähe, und sehen Dich denn des Himmels tausend Au-

gen nicht? bist Du nicht mein? kann ich Dich je verlassen? Ist denn dort Deine Liebe nicht wie hier? wie überall?"

„Gott, in welche Irrwege verwickelst Du mich!"

„Aurora, der Weg führt zum Ziel, zum schönsten, zum allerschönsten Ziel."

Sie sah ihn an, und rief: „ich glaube Dir!"

Am andern Tage sagte die Gärtnerin, der junge Mann wäre auf einen Brief seiner Eltern fort.

Zezilie hatte einen Brief im Busen, den ihr Sonnenberg im Vorübergehen auf den Weg geworfen hatte. Der Weg war nicht sicher. Er ging in die Stadt, und wohnte mit Just in dem Wirthshause unter dem Namen Golden. Das Häuschen hatte er gemiethet, um den Morgen da ungestört ein paar Stunden arbeiten zu können.

Zeziliens Besuche wurden hier seltner; aber desto häufiger wurde der Briefwechsel. Und welche Briefe von ihm hatte Zezilie auf ihrem Gärtchen, auf sei-

nem ehmaligen Stübchen zu beantworten! Briefe voll von dem mächtigen Feuer der Liebe, und dennoch so weich, daß ihn Zezilie jetzt geliebt hätte, hätte sie ihn nicht schon geliebt. Aber in diesen Briefen bat er sie mit so rührenden Worten, ihre Versprechungen zu halten, von ihm nie ein Wort mit einem Menschen zu reden.

„O wie könnt ich auch," rief sie — „von dieser Liebe mit meiner Mutter reden, ohne ihre ganze Ruhe zu zerstören! Und wenn er mich gleich gefangen hält: so bin ich doch eben durch das Geheimniß frei gegen alle Menschen!"

Sie liebte ihn unendlich, und das Geheimnißvolle in dieser Liebe gab der Leidenschaft einen geistigen Reiz, und noch mehr Kraft, sobald er ihr volles Vertrauen erhalten hatte, und das besaß er.

Die Besuche in dem Häuschen waren selten; aber entzückend.

War sie in die Thür ungesehen hineingeschlüpft: so störte sie nicht der Laut einer menschlichen Stimme, nicht die Unruhe, daß jemand es wissen konnte. Die

Liebe war ihr stilles süßes Geheimniß. Zezilie war unaussprechlich glücklich.

Sie dachte an keine Gefahr, bei ihren Besuchen. Sie hing, wenn sie den andern Morgen kommen wollte, so ruhig den Vorhang — das war sein Zeichen — zum offnen Fenster hinaus, als wäre es gar nichts; aber die Gefahr war näher als sie dachte.

Sie saß ruhig einen Morgen auf seinen Knieen, und sie und er schwärmten beide mit der Phantasie betäubendem Fluge in die schöne Zukunft hinaus.

Unglückliche! siehst Du nicht, wie sein Auge brennt, wie viel fester er Dich umarmt, wie heiß seine Küsse sind?

Nein, sie sah es nicht; sie freut sich nur der höhern Liebe. Ihre Wangen glühen höher, ihr Herz schlägt höher. Sie sinken einander in die Arme, und der Schutzgeist ihrer Unschuld verhüllt das Gesicht, und entflieht.

Der Unglückliche sinkt bleich, erst bleich, da das Verbrechen vollendet ist, zu ihren Füßen. Sie sieht ihm in das

bittende Auge, das sich die Schuld gibt. Aber sie beschuldigt ihn nicht; sie weiß, daß sie die Schuld mit ihm theilt.

Aus seinem Auge dringen Thränen, aus ihren. Sie schwören aufs neue die Schwüre ihrer Treue, die sie nun geheiligt glauben. Er will nun reden und das Geheimniß aufdecken; aber das Geläute, das von der Stadt her ertönt, erinnert Zezilien mit Schrecken, daß sie schon zu lange geblieben, daß sie den Augenblick fort muß. Sie reißt sich aus seinen Armen und entflieht.

Zu Hause erst überfällt sie die Angst der That. Sie kann ihr Auge nicht gegen ihre Mutter erheben. Sie zitterte, ihn wieder zu sehen. Mit welchem Auge sollte sie vor ihn treten? Sie fürchtete ihn. Sie fürchtete sich selbst.

Acht Tage lang hing sie den Vorhang nicht aus dem Fenster, das schöne Zeichen ihres Kommens! Sie hatte hundertmal den Vorhang mit der zitternden Hand gefaßt, und hundertmal ließ sie ihn wieder sinken, und endlich ging sie nach acht Ta-

gen, ohne ihm das Zeichen gegeben zu haben.

Sonnenberg hob die Arme gen Himmel, da Zezilie nach dem unglücklichen Augenblicke entflohn war, und schwor, er wollte ihr Leben beglücken, und müßte er seins darüber vergessen.

„O meine Aurora, o mein geliebtes Weib! ja, Du hast alle Opfer gebracht, welche die Liebe fodern konnte! Die Liebe? welche das gehässigste Mißtrauen fodern konnte!“ Er fiel auf die Kniee. Er schrieb ihr knieend einen Brief, der das ganze Geheimniß enthüllte, seine unendliche Liebe, die sein ganzes Herz aufdeckte.

Den Brief wollte er ihr am andern Morgen geben. Aber er sah das Zeichen nicht, den flatternden Vorhang.

Aber sie geht doch nach ihrem Garten! Sie kam nicht. Noch ein Tag, sie kam nicht. Der dritte Tag ging kummervoll ihm vorüber, denn sie kam nicht. Krank war sie nicht, denn er hatte ihre Gestalt Abends auf dem Vorhange vor dem Fenster im Schatten gesehen.

Am Abend des vierten Tages sann er nach, warum sie nicht käme.

Am fünften Abend rief er: „wankt sie? O hätte ich ihr doch zuviel getraut? zuviel? O war es Liebe? war es Liebe? Himmel, war es Liebe? O Himmel, wenn es nichts weiter war als das üppige Spiel des Bluts, und das treulose Spiel der bewegten Phantasie? Wenn selbst das Geheimnißvolle der Reiz allein war, der sie fesselte?“

Da brach am sechsten Tage die alte Wunde wieder auf, und sein Herz gährte von dem alten Gifte auf. Er wurde unruhig; und da sie nun endlich nach acht Tagen kam, trat er ihr eben so kalt, so ernst entgegen, wie sie selbst war.

Jetzt stürzte eine Thränenfluth aus ihrem Auge, die er nur mit schweren Seufzern sah; denn war diese Thränenfluth nicht Mißtrauen? dieser erste Besuch, er war nur kurz, — denn sie war spät gekommen, zerriß sein und ihr Vertrauen. Sie dachte auf dem Heimwege zum erstenmal, mit erstarrendem Herzen, wenn sie

von ihm betrogen wäre? und er: wenn er sich getäuscht hätte?

Sie schlug aufs neue einige Tage über, ehe sie ihn sah, und er wurde immer gewisser, daß ihr ganzes Herz nicht sein eigenstes Eigenthum war; aber er blieb fest entschlossen, ihr seine Hand zu geben. Er fühlte eben in dem Augenblicke, da er ihr Herz verloren gab, wie unendlich, wie viel mehr er sie liebte, als er gedacht hatte.

So lief eine Zeit des unaussprechlichsten Elends für Beide hin, bis Zezilie ihm einen Morgen unter heißen Thränen, aber ohne Vertrauen die Entdeckung machte: sie fühle sich Mutter.

Das Wort riß gewaltsam sein Herz wieder zu ihr. Er fiel ihr zu Füßen, er umarmte ihre Kniee.

Aus seinem Herzen brach die alte Liebe wieder hervor, aber sie, sie, die unglückliche Tochter, die entehrte Schwester, das gefallene Mädchen hatte nur Thränen für seine Liebe, nur Thränen, er mochte sie bitten, soviel er wollte, ihm zu

trauen, an sein Herz zu glauben, nur Thränen, und sein Herz verschloß sich wieder.

Da foderte er, in entsetzlicher Kälte, den letzten Beweis ihrer Liebe, nur um sich damit zu täuschen, nicht zu glauben: sie sollte ihrer Mutter Haus verlassen und ihm folgen.

„Ich?"

„Du, Aurora, Du! mein Weib!"

„Wohin?"

„In mein Vaterland."

„Wo ist es?"

„O Aurora, schworst Du nicht, mir zu glauben und nicht zu fragen?"

„Wann?" fragte sie mit gräßlicher Kälte.

„Diesen Abend."

Sie sah ihn an, aus ihrem Herzen wollte noch einmal die Liebe mit den Glauben hervorbrechen; aber sie sah den kalten Blick Sonnenbergs, und sie sagte mit verzweiflungsvoller Ergebung in ihren Untergang: „es sey! es muß seyn! Ich habe nun Wort gehalten! Um Elf bin ich

an meiner Mutter Hausthür!" setzte sie noch hinzu, und ging dann schwermüthig nach Hause.

Entsetzliche Stunden für das arme Mädchen, von elf Mittags bis elf Abends! Gräßliche Minuten, da sie der Mutter den Brief mit zitternden Händen schrieb, da sie noch einmal an der schlafenden Mutter Bett trat, Athem, Thränen, Schluchzen, Angst, Verzweiflung zurückhalten mußte, um sie nicht zu erwecken; da sie den letzten Kuß auf die Bettdecke drückte, und ihre Thränen darauf strömen ließ; da sie die Kammer verließ, das Zimmer, das Haus, und nun ihn, ihn — der ihr alles raubte, ohne ihr etwas wieder zu geben; dem sie alles geopfert hatte, auch ihr Leben, auch das Leben ihrer Mutter, ihn — da stehen sah!

Sie bebte, ein Todesschauer lief durch ihr Rückenmark. Sie stockte, es war als zöge eine Hand sie zurück.

Aber sie entschloß sich schnell. Sie trat zu ihm hinab, und legte ihr Haupt

auf seine Schulter, nur um nicht reden zu dürfen.

„Aurora," sagte er leise — „lächle nur einmal, damit wir glücklich sind!"

„Ich kann nicht lächeln."

„Du kannst nicht? O guter Himmel, Du kannst nicht lächeln, in dem Augenblick, da Du Dein Leben mit meinem auf ewig verbindest?"

„Ich kann nicht lächeln," sagte sie noch einmal leise, und er schwieg.

Sie gingen; vor dem Thore fanden sie seinen Wagen und Justen. Er hob sie in den Wagen, und er rollte fort. Zezilie lehnte ihr Haupt in eine Ecke und weinte. Sonnenberg sann ernst und bitter dem seltsamen Geschick nach. Just ging auf Kurierpferden vorweg.

Sonnenberg wollte nun Zezilien sein Geheimniß entdecken; ach es jammerte ihn, daß sie nun eben jetzt nicht nach der Auflösung fragte! Die Sonne ging auf, und sie schien in Sonnenbergs Gesicht, und beglänzte die Thränen, die auf seinen Wangen hingen.

Zezilie sah das von der Seite. Da hob sie sich rasch empor und sagte: „O Sonnenberg! Du weinst?“

„Aurora, ich weine, ach ich weine, daß ich kein Herz fand, das meinem glaubte! Ja, Du liebst mich, Aurora; aber Du hast mir nicht geglaubt. Was ist Liebe ohne Glauben, ein Morgen ohne Sonne!“

Sie sah ihn an. Auf einmal warf sie die Arme um seinen Nacken, und rief: „Ich glaube an Dein Herz, Sonnenberg, ich glaube Dir! Ich habe Dir ja geglaubt. Nein, ich zweifle nicht. Führe mich, wohin Du willst, tausend Meilen von hier, in eine Wüste, über das Meer, in dunkle Abgründe. Ich will lächeln. Ich kann lächeln, wenn ich in Deinem Auge Liebe sehe. Gestern sah ich Haß in Deinem Auge, kälter, schlimmer als Haß. Da mußte ich ja zweifeln, da mußte ich ja!“

Da erklärte sie ihm, warum sie acht Tage nicht gekommen, und er sah, es war Liebe gewesen. Und nun erklärte er ihr, wie er eben daraus geschlossen, daß sie wankte. Er gab ihr aus seinem Taschenbuche die Briefe

alle, die er in diesen verhängnißvollen acht Tagen an sie geschrieben, alle die Aufsätze, die er für sich selbst gemacht; nur den einen Brief hielt er zurück, den ersten, worin er ihr das ganze Geheimniß enthüllt; „denn," sagte er lächelnd — „jetzt sollst Du bis zum letzten Augenblick nicht fragen, sondern glauben."

„Das will ich," rief sie, und fing die Briefe an zu lesen, die voll waren von seiner unendlichen Liebe und von den quälenden Zweifeln an ihrer Liebe; und die Versöhnung wurde geschlossen.

Sie waren unendlich glücklich, nur Aurora behielt im reinsten Herzen eine Unruhe über den Brief, den sie ihrer Mutter geschrieben, die sie aber Sonnenbergen nicht sagte.

Sie kamen nach mehrern Tagen — denn die Reise ging langsam, weil Sonnenberg mit eigenen Pferden fuhr — am Ziele an, in der Nähe von Sonnenbergs Gute.

In einem Wald bat Sonnenberg Auroren, auszusteigen; das war oft ge-

schehen. Er führte sie bis an den Rand des Waldes, der eine Höhe bekränzte, und vor ihr lag ein wunderliebliches Thal, in das Sonnenberg sie lächelnd hinab führte.

Der Wagen folgte langsam.

Die Glocken läuteten in den drei Dörfern, die das Thal umschloß, und unter diesem Läuten gingen sie weiter auf einem Damme an einem großen Teiche, gegen ein großes Herrenhaus hin, das unendlich reizend lag.

Da sie bei dem ersten Hause auf dem Damme ankamen, trat aus der Thür ein junges, sehr reinlich gekleidetes Bauermädchen, und hielt Auroren auf einem Teller mit freundlicher Gebehrde einen Myrthenkranz entgegen, und bat sie, den zu nehmen.

Aurora nahm ihn; aber sie warf doch einen lächelnden Blick auf Sonnenberg; Sonnenberg fragte das Mädchen unschuldig: „Gibst Du jedem einen solchen Kranz?"

„Nein," sagte das Mädchen — „nur heute! Es ist heute des gnädigen Herrn

Hochzeittag. Hören Sie, sie läuten schon wieder zum dritten Mal. Ich muß mit in die Kirche."

Das Mädchen ging mit ihnen. „Das sind die Ehrenpforten," sagte das Mädchen — „durch die unsre neue gnädige Frau einzog." Aurora las die Inschriften; sie waren recht schön; und sie gingen weiter.

Das Mädchen sagte: „Ehe Ihr Wagen auf der Höhe weg hierher kommt, können Sie recht füglich in die Kirche gehen;" und Sonnenberg folgte dem Mädchen, das sich zur Kirche wendete.

Sonnenberg und Aurora traten in die Kirche, und die volle Musik der Orgel und mehrere Instrumente empfingen sie.

Noch immer wußte Aurora nichts, bis auf einmal Sonnenberg ihre Hand ergriff und sie vor den Altar führte.

Er setzte ihr den Kranz aufs Haupt, den sie in der Hand hielt, und ein ehrwürdiger Greis legte ihre Hände zusammen, und segnete sie zur Ehe ein.

Wie

Wie die Zeremonie vollendet war, drängten sich die Hausväter um Sonnenberg und seine junge Gemahlin.

„Ich bringe Euch eine Mutter, meine Freunde, gewiß eine Mutter, die Ihr lieben werdet!"

Aurora war unendlich gerührt. Sie drückte die Hände der Umherstehenden, und wiederholte ihres Mannes Versprechungen, aber unterbrochen von Thränen der Freude, und mit so süßen Worten, daß sie die Herzen der Leute früher gewann, als sie ihnen wohlgethan hatte.

Nun gingen sie durch die jauchzende Menge, die sich heran drängte, die Schönheit der jungen gnädigen Frau zu sehen, nach dem Hause zu.

Sonnenberg führte sie in den Gartensaal, in den der ganze Frühling, der Sommer, der Herbst auf einmal hinein duftete, blühete, rankte und seine Früchte hing; und da er die Thür hinter sich verschlossen hatte, fiel sie mit unendlicher Rührung in seine Arme, und fragte: „Sonnenberg,

bist Du nun auch glücklich? Wohnt nicht mehr das Mißtrauen in Deiner Brust?"

„O gewiß nicht, Aurora, seit dem Morgen, da die Sonne in unsern Wagen schien, und Du mir alles entdecktest, warum Du nicht gekommen."

Nun zog er sie in das Kabinet neben dem Saal, das zu ihrer Wohnung bestimmt war. Er zog sie auf seine Knie, und er erzählte ihr nun zur schönsten Morgengabe, wie sein ehrwürdiger Hofmeister das Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht in sein Herz geworfen; wie er Henrietten kennen gelernt, wie er sie geliebt, mit unendlicher Stärke und Vertrauen, wie er so fest geglaubt hatte, von ihr eben so geliebt zu seyn, wie denn, auf einmal von ihr so schändlich betrogen, sein Herz voll Mißtrauen und voll Sehnsucht nach Liebe, seine Marter geworden. Er erzählte ihr dann, wie er beschlossen und geschworen, nie ein Mädchen zu heirathen, das ihn nicht allein, schweigend, ohne zu wissen, wer er sey, um ihn selbst willen liebte. Er erzählte ihr nun, wie er sie zum erstenmal gesehen, vor ihrer Mutter

knieend, dann in der Kirche, vor dem Altare, und wie er den Himmel gebeten, seine Probe der Liebe mit Zezilien glücken zu lassen. Er gab ihr dann den Brief, den er ihr den Morgen nach dem unglücklichen Tage geschrieben, in dem er ihr das ganze Geheimniß entdeckte, und wie ihr Ausbleiben nun sein Mißtrauen aufs Neue rege gemacht.

Das alles hörte sie, und sie sank aufs Neue in seine Arme, und sie fühlten in dem innersten Herzen das theuer erkaufte Glück.

Aber Aurora — so hieß sie von jetzt an — riß sich aus seinen haltenden Armen, und flog an den Schreibetisch, um ihrer Mutter zu schreiben.

„Morgen, liebste Aurora!" rief er ungeduldig — „denn dieser Tag ist ja doch wohl mein!"

„Mein ganzes Leben ist Dein. Aber eine Stunde gehört meiner Mutter; denn ich muß ihr alles, alles schreiben, was Du mir gesagt hast, alles, alles aus einander setzen, weitläuftiger, als Du Dir einbilden kannst, damit ihr, meiner guten Mutter,

nicht der kleinste Zweifel über mein Herz, und über Deines, Du geliebter Mann, übrig bleiben kann. Laß mich schreiben, und störe mich nicht!"

Sie schrieb ihrer Mutter mehrere Stunden hindurch, ihre ganze Begebenheit, mit den kleinsten Umständen, und bat sie, ihr selbst ihre Vergebung zu bringen, um zu sehen, wie glücklich ihre Zezilie sey; und dieser Brief wurde mit einer Estaffette abgeschickt.

Die Mutter hatte in der That gar nichts gemerkt, nicht das Allermindeste.

Sie erwachte den Morgen nach ihrer Tochter Flucht, und sah mit Erstaunen, daß Zezilie nicht in ihrem Bette gelegen hatte. Sie stürzte in das Wohnzimmer, und fand den Brief ihrer Zezilie. Gleich die ersten Worte erschütterten sie so heftig, daß sie nicht fortlesen konnte. Sie brachte mehrere Stunden zu, den Brief pausenweise bis zu Ende zu bringen.

Es schien ihr noch immer ein Traum, eine Lüge. Denn wie, wie hatte ihre unschuldige Tochter, in deren Seele kein Ge-

danke war, den sie nicht getheilt hatte, sie so betrügen können, daß sie gar nichts gewußt haben sollte? In welch eines verschmitzten Bösewichts Händen mußte Zezilie seyn, der die Kunst verstanden hatte, ihr von dem ersten Augenblick der Verführung an bis auf den letzten das Vertrauen ihrer Tochter, und ihrem Auge seinen Umgang mit der Tochter zu entziehen? Ihre Tochter war nirgends hingekommen, als auf den Garten, und diese Leute, die Blinde sowohl als ihre Tochter, kannte sie als die ehrlichsten Leute.

Ihren Nachbaren sagte sie vorerst, daß ihre Tochter die Nacht abgereist sey zu einer sterbenden Verwandtin, deren Erbin sie seyn würde. Dann ging sie des Nachmittags auf den Garten; denn hier mußte nothwendig Licht zu finden seyn.

Sie traf die Blinde. Sie erzählte ihr die Abreise ihrer Tochter, und die Blinde wünschte dem lieben Mädchen so natürlich, so unschuldig tausend Glück auf die Reise, und fuhr nun freundlich-plaudernd fort zu erzählen, wie gütig Zezilie gewesen, wie

so gar nicht, wie andere Mädchen, wie züchtig, wie sittsam; wie sie oft den ganzen Morgen bei ihr gesessen, oder die Kinder ihrer Tochter lesen und schreiben gelehrt.

Zeziliens Mutter mochte das Gespräch so oft drehen, wie sie wollte: es war nie von einem jungen Manne die Rede, nicht bei der Blinden, nicht bei ihrer Tochter, selbst die Kinder, die alles erzählten, sagten nichts; denn Sonnenberg war längst vergessen.

Die Mutter kam noch viel unruhiger zu Hause, als sie weggegangen war. Denn diese Unsichtbarkeit des Umgangs ihrer Tochter mit dem Verführer, daß auch nicht ein Wort davon in der Stadt lautbar geworden war, zeigte ihr, wie schwer ihre Tochter aus der Gewalt dieses Menschen zu retten seyn würde, wie fürchterlich dieser Mensch seyn müßte.

„O Bösewicht, höllischer Bösewicht!“ rief sie, ihre Tochter dem Schutze, und den Verführer der Rache des Himmels empfehlend, und in diesem Augenblick trat ihr Sohn mit einem Freudengeschrei ins Zimmer.

Auch er erfuhr nicht viel mehr, als den Namen des Verführers Golden.

Er nahm von der Mutter Abschied.

„Ich bitte Dich, mein Sohn, bedenke, daß Du eine Mutter hast!"

Er legte die Hand vor die Stirn.

„Sage mir, was hast Du vor?"

„Etwas Ehrliches, liebe Mutter!"

„Ich wollte, ich hätte Dir den Brief der Unglücklichen nicht gegeben."

„Soll ich denn den Satan, der meiner Schwester Ehre brach, dann meiner Mutter Herz, soll ich ihn in mein Morgen- und Abendgebet einschließen? O fürchten Sie nichts, Mutter, die Liebe des Sohns und des Bruders kann eben die Wunder thun, soll eben so leise treten, eben so unsichtbar seyn, als die Wollust eines Bösewichts! Ich bringe Ihnen die Tochter wieder, und wenn ich sie wieder bringe, muß ich wenigstens leben! Leben Sie wohl, Mutter! Mein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu mir: „Ich übergebe sie beide Dir, Deine Mutter und Deine Schwester, laß sie mich nie vermis-

sen!" Leben Sie wohl!" Und dahin stürzte er aus dem Hause.

Die arme Mutter brachte eine trostlose, eine hoffnungslose Nacht zu, und am andern Morgen erhielt sie ihrer Zezilie Brief.

Sie riß mit zitternden Händen das Siegel ab, und las und rief: „O mein Sohn! mein Sohn! wo bist Du?" und las wieder, und mit dem vollsten Entzücken in der Mutterbrust, setzte sie sich, und las auch seine Briefe, die Zezilie ihr mitgeschickt hatte. Ach, wie glücklich war die Mutter, da sie Sonnenbergs edlen Charakter erkannte!

Sie ging wieder auf den Garten hinaus, und fragte nach dem jungen Menschen, und hörte die Blinde und alle andere von ihm mit Entzücken reden, und sie erstaunten, da die Mutter dagegen erzählte, Zezilie wäre seine Frau, und er wäre ein reicher Edelmann.

Die Mutter hinterließ für ihren Sohn einen Brief zur Nachricht, und dann reiste sie zu ihrer glücklichen Tochter, und Aurora knieete vor der Mutter, die ihr ja

doch nicht verzeihen konnte, daß sie so glücklich geworden war! Wenn Aurora ihr von Sonnenbergs Güte, von seiner Liebe erzählte: so standen der Mutter Freudenthränen in den Augen; aber sie warf doch ihre Blicke durch die offnen Fenster in die Gegend, und dachte: „Alles das gehört ihm und Zezilien!“ während Aurora sein Bild ansah, das gegen ihr über hing, und mit Freude rief: „Der Mann ist mein!“

Auch war es für Auroren gar nicht gleichgültig, hier die hochgebietende Frau eines so reichen Mannes zu seyn; aber Sonnenberg belehrte sie nach Art seines alten Lehrers, daß man nie ein Glück ohne die Erfüllung schwerer Pflichten verdienen könne.

„Das Glück hat Dich hoch gestellt, Aurora, mehr Gutes zu thun, und glaube mir, es ist schwer und leicht, das Gute zu thun, nachdem man es nimmt. Du mußt erst erkennen, was Du thun kannst, und dann wieder erkennen, und deutlich erkennen, wie Du es thun kannst. Das Thun ist leicht, wenn Du die Menschen liebst, denen das Geschick Dich als Mutter zugesellt

hat. Mein alter Lehrer, Aurora, war ein vortrefflicher Mensch, und eine seiner Hauptlehren war: „Thue alles, was Dir wichtig scheint, mit der Feder in der Hand." Was kann wichtiger seyn, als die Mutter von ein paar hundert Menschen seyn! Hier ist das Buch, was hier für die Unglücklichen geschehen ist, von meiner Mutter. Ich bitte Dich, setze es in ihrem Geiste fort. Meine Mutter sagte von diesem Buche oft: „Es gibt mir, wenn ich lese und darüber denke, den Muth, an nichts auf der Erde zu verzweifeln." Es befestigt meinen Glauben an die Tugend und an die Vorsehung, und, Aurora, ein Weib muß nie an diesen beiden Dingen zweifeln."

Aurora nahm das Buch aus den Händen ihres Mannes. Sie studirte es fleißig, sie wurde die Mutter der Einwohner in den Dörfern, und sie gewann ein ernstes Geschäft für ihr Herz, und für ihr Glück eine sehr süße Arbeit.

Mutter und Tochter waren besorgt um den Bruder, der den Verführer der Schwester suchte.

Aurora fühlte sich glücklich, daß er Sonnenbergen nicht eher finden würde, als er seine Mutter gesprochen; und auf einmal stand der geliebte Bruder an ihres Mannes Hand vor ihr, und verschwand eben so schnell, als er erschienen war.

Sonnenberg setzte sich sogleich nach Bürgers Abreise nieder, schrieb und sandte ihm die ganze Begebenheit mit Zezilien, und Bürger las und wurde ruhig. Er sah, welch einen edlen Schwager er gewonnen hatte. Aber er war darum nicht ruhiger für sich selbst.

Sonnenberg endigte seinen Brief mit den Worten: „Und nun, mein theurer Freund, mein Bruder! Gib Deiner Therese die Hand — Ich weiß von Braune, daß Du sie liebst, daß sie Dich liebt — und ich und Theresens Vater wollten Dir ein Sort machen.“

Der Ausdruck „Sort machen“ kam ihm so possirlich vor, daß er laut auflachte; aber eben dieses Wort, das er so lächerlich fand, fing ihn an zu beunruhigen. Denn Eberhardine drang ebenfalls darauf, er sollte

mit Theresen bei ihnen bleiben, oder doch ganz in der Nähe, als Pächter irgend eines Gutes, oder gar, da ihr Mann eine Hülfe gebrauchte, in Birkfelde selbst. Dasselbe bot Sonnenberg ihm an. Er runzelte die Stirn dazu, ohne noch zu wissen warum.

„Mit wem grollen Sie, Bürger?“ fragte Braune.

„Mit dem Glück, Vater, und zwar mit dem guten Glück, das mich wie ein verwöhntes Kind auf den Schooß nimmt, das mich jezt schon invalide erklärt, da ich noch Mark und Kraft in den Armen habe.“

„Sie schlagen aus, was meine Eberhardine wünscht? Ists Hochmuth?“

„Mag seyn, ich weiß es nicht! Aber wer läßt sich gern ins Altentheil setzen, wenn er noch Herr seyn kann? Hier zu bleiben, was die Mutter wünscht, ist gar nichts, so wenig als zu Sonnenbergen ziehn, was meine Schwester wünscht. Ich will Herr und Vater werden im ganzen Verstande des Worts, Herr und Haus-

vater! Und Therese muß Frau und Hausmutter werden, und das würden wir Beide nicht, hier und dort nicht. Herr, ein Mann muß sich selbst sein Sort machen, sowohl im Himmel als auf Erden. Ich will lieber bei einem Aemtchen nur jährlich einen Festtag haben, den ich mir selbst mache, als hier alle Tage einen, den Sie bezahlen müssen."

„Gut, wenns nicht Hochmuth ist, Sohn!"

„Hochmuth? Zu dem Hochmuth, Herr und Hausvater zu seyn, hat die Natur den Mann bestimmt, und die Tochter auch. Ich möchte wohl reich seyn, Herr, und reicher als Krösus sogar, und es könnte seyn, daß ich mir dennoch arm vorkäme; aber, Vater, ich möchte" — hier legte er die Hand an die Stirn — „so widersprechend das scheint, den Reichthum mit meiner Hände oder mit meiner Geistesarbeit verdient haben."

„Gut, recht gut! mein Sohn, wenns nicht Eigensinn, Zynismus ist."

„Mags wohl seyn, und mich dünkt,

Vater, so ein Stückchen von dieser Philosophie geht unserm Glücke ab. Wir lehren die Stoa, aber wir üben sie nicht. Lesen Sie Sonnenbergs Brief, Vater, wie der sein Gehirn anstrengt, für sich und Aurora ein Stückchen Arbeit zu erfinden, das so lange hält, wie das Leben. Ich möchte nicht so hineinfahren auf einmal in den Reichthum, wie Morgens in die Beinkleider, ich möchte es noch weniger für Theresen. Eine kleine Sorge für die junge Frau: wie soll das, wie jenes werden, stärkt Arm, Herz, Geist und Muth, und wir alle sollten einmal unglücklich gewesen seyn, blos um zu wissen, wie viel man tragen kann. Wer weiß denn, welche Kraft man einmal dem Geschick entgegen setzen muß?"

Der Vater umarmte ihn.

„Ich habe also Recht, meinen Sie? Ich meine es auch. Und die weich gehaltene Tochter, Ihre Therese, die nie eine Sorge sah, die —"

„Sohn, Du vergißt, wie unglücklich Dein Schicksal sie machte."

„Was konnte sie dem Unglück entgegen stellen? Nichts! So wenig als ich. Das mein' ich nicht. Ich meine die kleinen Unfälle des Lebens, die eine starke Hand aus dem Wege räumen, oder ein Lächeln versüßen, oder der Muth verachten kann. Hat sie die gefühlt? gewiß nicht! Hat sie denn das Glück, die Würde gefühlt, was der Hausmutter gebührt? Der freien Hausfrau, die mit dem Manne das Leben fortzieht? Eben so wenig! das meine ich. Ich wollte, ich hätte ein Aemtchen, auf dem Lande am liebsten, um Theresens willen, schlecht und recht, und ich zöge mit ihr davon, in die Ferne sogar; denn die Liebe, Vater, hat Flügel wie ein Zugvogel, und dort würde mein und Theresens Frühling wohnen, und ich könnte in den Tagen der jungen Liebe für sie arbeiten, und sie für mich. Es ist ein liebliches Bild für mich, das ich nicht für Krösus Schätze weggeben würde."

„Weil es das schönste Loos der Erde ist, für das geliebte Herz, für das Vergnügen des Geliebten zu arbeiten, weil

das Glück des Lebens, glaube mir, theurer Sohn, in einem kleinen Kreise liegt, in Liebe, Gesundheit und Auskommen, und diesen Kreis des Glücks, glaube mir, kann kein Thron, kann kein Geld erweitern. Ich rede von Unglück nicht, was das Geschick über jedes Haupt wälzen kann. Und wenn Du das willst, mein Sohn" —

„Ich will! Ich will!"

„Die Pfarre in Holm, wo ich Eberhardinen kennen lernte, ist zu haben. Die Gemeine, die noch immer mit Liebe an mich denkt, wohl weil ich der Pfarre Einkünfte verbessert habe, hat mich gebeten, ihr einen guten Menschen zum Pfarrer vorzuschlagen. Du siehst, mein Sohn" —

„Schlagen Sie mich vor. Denn dorthin wird mich, denk ich, Therese gern begleiten."

„Und meine Frau wird sie gern dorthin gehen lassen; denn sie lieben Beide das arme freundliche Holm noch immer, und Du wirst es lieben, bester Freund;

denn

denn in dem Hause wurde Deine Therese geboren, und Dein Freund Ferdinand wurde von dem Geschick sanft in meine Hand und an Eberhardinens Herz gelegt. O Du wirst die Watte gewiß besuchen, wo ich ihn fand!"

„Guter Gott!" rief Bürger freudig, und nach seiner Gewohnheit lautjauchzend — „es ist ja dort ein klassischer Boden! Dort lebten ja Sie, und die gute Mutter! Dort ist ja das Grab des Patriarchen und Helenens Spielplatz, Helenens, die ich aus den Klauen des Alpengeiers rettete, und Theresens und Ferdinands, und aller hier, meiner Geschwister, die ich so liebe!"

„Was ist?" fragte Therese — „Ihr sehet Beide so fröhlich, und Dich hört ich aufjauchzen!" Dinchen stand auf der Schwelle hinter der Tochter, zu hören.

„Es war vom klassischen Boden die Rede."

„So," sagte Dinchen — „Sie reden gewiß von Italien?"

„Ja, Dinchen," sagte Braune,

fast bis zu Thränen von der Idee erweicht — „ja, kennst Du das Land, wo Deine Jugend blüht?"

Die Mutter und Therese fielen freudig ein: „dahin, o Vater, laß uns ziehn!" Und Bürger umfaßte Theresen, schwenkte sie im Kreise rund um, und Dinchen wurde von ihrem Manne eben so jugendlich geschwenkt, aber Mutter und Tochter erfuhren nichts.

Der Vater schrieb an die Holmer Gemeine, schlug ihnen seinen Schwiegersohn zum Pfarrer vor, und Theresen zur Pastorin.

Der Ruf kam sogleich von der Gemeine. Bürger arbeitete noch einmal seine Theologie durch, und nun da alles richtig war, erklärte der Vater, daß Bürger Prediger in Holm sey.

Nein, glücklicher konnte keine Familie seyn, als diese! Man erklärte die unfruchtbare Geest für das Paradies der Erde. Die Mutter saß mit Theresen, als wären sie zwei Schwestern, in einem Winkel zusammengehockt, und redeten die

jährlichen Besuche, und das künftige Geschick flüsternd ab, und manche Dinge, die der Vater so wenig als Bürger hören durfte, die verkündigte Theresens glühende Wange.

Die Hochzeit des jungen Paars, wie ihre Abreise, wurde auf das Frühjahr bestimmt.

Ferdinand versprach zu kommen, wenn er könnte.

„Wenn er könnte! so sagt jeder, der fühlt, er könnte auch nicht wollen," sagte Bürger — „aber laßt ihn! laßt ihn!"

„Ich lasse ihn nicht, liebster Bürger; mein Bruder soll bei meinem Ehrentage — wie komm ich auf dieses Wort?"

„Weil es jedes Mädchens Ehrentag ist, an dem sie mündig gesprochen wird," antwortete Bürger — „aber wenn Ferdinand nun nicht kommen könnte?"

„So sollst Du uns sagen, warum er nicht kann."

„Und wenn ich nicht wollte; denn das ists, warum ich nicht könnte, Therese! Und ich will nicht."

„O ich weiß, ich weiß, daß ich einen Herrn habe! Meine Mutter war glücklicher als ich, und Ferdinands Frau wirds auch seyn."

„O Vater, Vater," rief Bürger — „sie bringt mich ins Joch, fürcht ich!" Er schloß sie in seine Arme.

Aber der Vater fragte nachher: „weißt Du Sohn, warum Ferdinand nicht kommen könnte, wie Du es meintest?"

Bürger schüttelte den Kopf. „Er wird es einsehen lernen. Laßt ihn! laßt ihn! Seine Kunst hat ihn verwöhnt. Er sieht überall Ideale, und so ein Lindwurm, den er todt treten sollte, gefällt ihm wegen des Geringels des giftigen Schweifs. Aber laßt ihn! Er wird sich besinnen, wenn er sieht, daß sie auf ihn herabsehen."

Mehr war aus ihm nicht zu bringen. Auch Therese brachte aus ihm nicht mehr.

Erhielt er einen Brief von Ferdinand, so steckte er ihn ungelesen in die Tasche; oder las er ihn, und Therese wollte mit hineinsehen, so sagte er: „sehe

ich mit in Deine Nadelbriefe, in Deine Kochbücher, Therese? Wir Männer schweigen, um uns im Schweigen zu üben, und ihr habt Geheimnisse, um euch im Plaudern zu üben."

Der Vater wurde wohl zuweilen unruhig, wenn er das Brautpaar so reden hörte; aber Eberhardine behauptete geradezu, daß eben dieser Ton des Herrn Theresens Liebe zu Bürger vermehrte. „Ich habe Dich nie lieber gehabt, als wenn ich fühlte, Du warst mir überlegen."

Bürger hatte mit jedem im Hause eine Wette gemacht, wer die erste Lerche hören würde. Niemand wußte, warum er auf die erste Lerche so versessen war. Aber auf einmal stürzte Therese ins Zimmer, und hinter ihr alle ihre Geschwister, und riefen: „die erste Lerche!"

„Ists wahr?" fragte Bürger kalt.

Alle versichertens.

„So habe ich meine Wette verloren, und heute ist mein Hochzeitstag."

Der Vater hatte ihm versprochen: mit

der ersten Lerche! und er sah sich gezwungen, Wort zu halten.

Der Prediger wurde geholt, und der wilde Bürger war nach der Trauung weich wie ein Kind, und zärtlich wie eine Braut. Und doch hätten ihn Theresens Schwestern alle heiraten mögen; so fröhlich war er wieder.

Nun kam es heraus zu großer Beschämung Theresens, daß sie eigentlich die Lerche allein gehört hatte. „Es war ihr nur um die Hochzeit zu thun, nicht um die Lerche," sagte die jüngste Schwester, bis endlich Bürger eine Lerchenpfeife hervorzog, die er in Neapel gekauft hatte, und mit Thränen in den Augen gestand: er wäre die Lerche selbst gewesen, die ihm zu einer Frau geholfen.

Eine fröhlichere und eine gerührtere Hochzeitgesellschaft war in ganz Deutschland nicht gewesen, als diese.

Aber mit der ersten Nachtigall sollte das junge Paar, von der ganzen Familie begleitet, nach Holm abgehen. Die Nachtigall sang; aber es war eine wirkli-

che, und die Reiseanstalten wurden getroffen.

Sie fuhren ab, und endlich, endlich stiegen sie vor der Pfarre ab, die wie eine Laube aussah; so hatte die Gemeinde sie mit Maien ausgeschmückt.

O, welche Tage, welche Stunden, welche selige Augenblicke, da Eberhardine Bürgern das Zimmer zeigte, wo Therese das Licht des Lebens gesehen hatte; da Therese den Mann mit auf die Wiese nahm, wo die Linde noch stand, und ihm zeigte, wo Ferdinand sie und das Lamm geweidet hatte!

Nun ließen sie sich übersetzen auf die Watte, wo sie Ferdinanden gefunden hatten.

„Was ist denn hier?" fragte Therese die Mutter. Und hier erfuhr Therese das Geheimniß, daß sie nicht Ferdinands Schwester war.

Therese erstaunte; aber in einem schönen geheimen Gefühl legte sie ihr Haupt an ihres Mannes Brust, und sagte: „o wie glücklich bin ich!" Und

ihre Mutter, sich ihrer ehmaligen Wünsche erinnernd, sagte auch: „o wie glücklich sind wir!“

Dann gingen der Vater und Eberhardine am Meere weg, den alten bekannten Weg nach dem Dorfe, das der Patriarch bewohnt hatte.

Das Meer rauschte noch immer wie sonst; da lag die weiße Vestung noch, und begrüßte jedes Segel mit einem Kanonenschusse; da lagen noch die Inseln mit dem schönen Grün bewachsen. Die ganze Natur war noch wie vor vierundzwanzig Jahren. Aber da sie auf die Pfarre traten, fiel ein wilder Hund sie an; des Patriarchen Hund war das Zeichen der Gastfreundschaft. Eine hagre Frau empfing sie finster, und lächelte höhnisch über die Sentimentalität der beiden Leute.

Sie blieben nur einen Augenblick in den Zimmern, aus denen die Liebe und die Weisheit entwichen waren.

Dann gingen sie auf den Kirchhof, und setzten sich auf das Grab des Pa-

triarchen. Eberhardine pflückte vom Grabe eine Sternblume, und pflanzte sie vor ihren Busen. Dann zog sie einen Augenblick die weiße Locke, die sie von dem Haupte ihres Oheims geschnitten, hervor, und benetzte sie mit Thränen.

Sie gingen dann das erstemal stumm und trauernd neben einander her, noch eben so glücklich, als vor vierundzwanzig Jahren, da sie als Braut ihren jungen Mann begleitete.

„Ach, wie gern, wie gern bliebe ich hier," sagte Eberhardine — „wo jeder Baum mein Jugendbekannter ist; auf diese Gegend malen sich alle meine frohen Träume; keine Musik ist mir so schön als das bekannte Rauschen dieser Meereswogen! Wie gern bliebe ich hier, und müßte ich mein Hierbleiben auch mit den alten Sorgen erkaufen: o wie schön wars, liebster Braune, da ich Dich mit einem kleinen Geschenk an Deinem Geburtstage überraschen konnte, das ich mir abgespart hatte!"

Braune lächelte, und Bürger verlangte endlich ernstlich, daß sie abreisen sollten; „denn Sie gewöhnen Theresen an einem Aufwand, den ein Prediger zu Holm nicht fortsetzen kann.“ Da lächelte Eberhardine.

Aber da sie fort waren, wars, wie er gesagt hatte. Therese mußte sich entschließen, von der Einnahme der Pfarre ihre Haushaltung einzurichten, und von einer kleinen Einnahme, die ihr Vater scheinbar jährlich zuschoß. Sie waren glücklich.

Schon vier Wochen nach ihrer Abreise, erhielten sie von Bürger einen offnen Brief, den sie erst lesen, und dann an Ferdinand weiter besorgen sollten.

Ferdinands Geschick schien einen großen Schritt weiter zu thun.

Bürger an Ferdinand.

Ich von Gottes Gnaden ein freier, gesunder, ehrlicher, froher Mensch; dazu Prediger in Holm, und Hausherr und Ehemann eines jungen, hübschen, fleißi-

gen Weibes, die, wie es recht ist, mehr singt als spricht, mehr tanzt als geht, mehr liebt als denkt, mehr thut als will, und hundertmal besser ist, als sie seyn will, und die mir alle Falten der Stirn weglächelt und wegdisputirt; ich also glücklicher als ein König; denn was ist ein König ohne meine Therese? — grüße Dich, meinen Herzensfreund!

(Ueber manche Dinge kann ich nicht schreiben, so gern ich möchte. Denn gegen mir über sitzt meine junge Frau, welche mir auf die Finger sieht, und schon die Segel aufspannt, den Brief zu kapern, den sie nicht lesen soll, und den sie — das seh ich schon an dem Io! Triumphe! — auf ihrem lächelnden Gesicht, dennoch lesen wird, weil ich nicht widerstehen kann.)

O du mein theuerster, trautester Ferdinand! ich darf nur mein Fenster aufstoßen, so höre ich den mächtigen Athem der Unendlichkeit in den rauschenden Meereswogen, und jenseits der grünen Inseln, die nicht grüner und blühender sind, als mein Leben, sehe ich das schöne Bild

der Unsterblichkeit, den Himmel, und die Erde in einander geflossen, und Theresen dazu, die eben aufspringen will, um ihre Lippen an meine Wangen zu drücken, weil sie mich so gerührt sieht.

Ja, ja, lieber Ferdinand, ich bin unbeschreiblich glücklich, obgleich mein Leben dahin geht, wie ein Tag in eines ehrlichen Bürgers Leben, der wie ich aufsteht, arbeitet, ißt, trinkt, und sich wieder niederlegt, als wäre ich der stumme gedankenlose Stundenzeiger des Glücks! Und ist das nicht genug?

„Nun, bist Du bald fertig?" frägt Therese.

„Ich bin erst bei Deinem Brautputz, liebe Therese! Ueber den Tag vergeß ich das ganze Leben."

Gott Lob! Therese ist fort. Ein Besuch ist bei ihr. Denn so lange sie da gegen mir über sitzt, kann ich nichts thun, als an sie denken und von ihr schreiben.

Schnell also!

Den Dreizehnten sitzt ein alter Mann, den Niemand kennt, hier im Gasthofe und natürlich ist das Gespräch der Bauern von uns allen.

„Ein braver Mann, unser ehemaliger Pastor!“

„Aber,“ hebt ein anderer an — „der sein Glück verdient hat. Denn seit er das Kind da von der Watte aus dem Rachen des Todes holte, und es, so arm er war, wie seinen Sohn aufnahm, glückte ihm alles, alles!“

„Ein Kind, sagt Ihr?“ fällt der Fremde ein.

Die Bauern erzählen die Geschichte Deiner Rettung.

„Wann war das?“ frägt der Fremde mit eifriger Theilnahme.

Man nennt ihm Jahr und Jahreszeit. Und da er nähere Umstände wissen will, weist man ihn zu mir auf die Pfarre.

Daß der Fremde einen recht innigen Antheil an dieser Begebenheit genommen, sagten mir die Bauern, die mit ihm geredet hatten.

Statt aber zu mir zu kommen, verläßt er Holm, ohne ein Wort zu sagen.

Nach drei Tagen kam er zu mir, und bat mich, doch gar nicht dringend, ihm zu sagen, was ich über den gefundenen Knaben wüßte.

Der Blick des Menschen schien mir bei seinen Fragen so ungewiß, so unruhig, daß ich, statt zu antworten, ihn fragte: „Welchen Theil er an dieser Begebenheit nähme?"

Nun verwirrte er sich, sprach bald von sich, dann von einer Dame; kurz, er wollte nicht sagen, warum er Theil nähme. Aber er wollte nur wissen, was man bei dem Knaben gefunden hätte.

Eben weil er das wissen wollte, verschwieg ich es.

Der Mann sagte mit einer Art von Heftigkeit: „Wenn aber nun das das Mittel ist, ihn zu erkennen?“

„Eben darum verschweig ich es. Lebt Jemand, dem er angehört: so nenne der die Zeichen, an denen er erkannt werden kann, und er wird sagen können: „Hier sind die Zeichen!““

Der Fremde wollte sich damit nicht abweisen lassen; aber er mußte endlich gehen; denn ich ließ mich auf nichts weiter ein.

Therese, die, glaub ich, die ganze Pfarre in Holm und den Platz unter der Linde, wo sie mit Dir gespielt hat, drum gegeben hätte, zu erfahren, wer Du wärst, wer Deine Eltern, und die bei dem Namen „Dame,“ der dem Fremden ein Paarmal entfuhr, Gott weiß, an welche Zauberinnen dachte, zankte mit mir, daß ich so hart gewesen war.

„Ist die Dame, von der der Fremde redete, Ferdinands Mutter: so wird sie selbst kommen.“

„Ihr wirst Du doch nichts verschweigen?"

„Gewiß nicht, was sie Recht hat, von mir zu fodern."

Nach vierundzwanzig Stunden war der Mann wieder da, und fragte an, ob seine Herrschaft, eine Madame Sartili, mir aufwarten dürfte.

„Eine Italiänerin?" fragte ich. Er bückte sich. „Die aber," fügte er hinzu — „das Deutsche so unvollkommen redet —"

„Sagen Sie Ihrer Herrschaft, daß ich Italiänisch redete."

Therese zog die glatte Stirn kraus, daß sie nichts von der Unterredung hören sollte.

Die Dame kam fast vermummt, nicht gekleidet, möchte ich sagen. Das Gesicht verhüllte ein schwarzer Flor, sie war in einem schwarz seidenen Mantel gewickelt. Ihr Haar hing in einem italiänischen Netze, das aber nicht durchsichtig war.

Therese behauptete, sie habe blondes Haar gehabt.

Sie bat mich sehr höflich, ihr die Begebenheit mit dem gefundenen Kinde zu erzählen, und setzte sogleich hinzu, daß eine ähnliche Begebenheit, die eine Freundin von ihr in tiefen Schmerz versetzt, sie dahin gebracht hätte, sich für die Erzählung ihres Domestiken zu interessiren. „Ich muß aber dabei bemerken, daß ich über den eigentlichen Ort, und über die Zeit, wo meine Freundin das Unglück traf, ihren Sohn zu verlieren, nicht gewiß bin. Daß es hier diese Gegend an der Nordküste von Deutschland war, weiß ich allein. Desto sicherer aber würde ich seyn, ob das gefundene Kind das rechte wäre, wenn Sie mir angeben wollten, was man bei dem Kinde gefunden hätte."

Ich lächelte. „Eben so stehts auf unsrer Seite, Signora! Wenn man uns sagt, was wir bei dem Kinde gefunden: so können wir mit Gewißheit wissen, ob die Mutter die rechte ist; und da wir die

Kennzeichen haben: so scheints an Ihnen zu seyn, zu sagen, was wir haben."

Sie nickte, und sagte lebendig: „Sie haben Recht. Ich kann Ihre Vorsicht nicht tadeln. Aber eben so wenig weiß ich, ob ich das Recht habe, dem Wunsche meiner Freundin vorzugreifen. Sie würden mich verbinden, wenn Sie die Sache etwas weiter rückten."

„Das kann ich. Man fand das Kind in einer Wiege, von Korb geflochten, und neben der Wiege einen jungen Pudel."

Die Frau Sartili setzte sich.

Therese wollte bemerkt haben, daß sie erschüttert wurde, und sich aus Schwäche gesetzt hätte.

Das mochte seyn; denn sie brachte lange Zeit zu, ehe sie das Gespräch fortsetzte.

„Das bringt mich um Nichts weiter," sagte sie mit einer veränderten Stimme, die jetzt sehr gerührt schien.

Ich bat sie, mir den Namen ihrer Freundin zu nennen; „denn zwischen Mutter und Sohn kostet es vielleicht nur einen Blick, um das Geheimniß ans Licht zu bringen. Ein ähnlicher Zug mit seinem Vater, vielleicht der Ton eines Worts, vielleicht die Stimme der Natur, des Bluts, deren Macht wir nicht kennen."

Sie saß unruhig bei diesen Worten; ohne es zu wissen, faltete sie die Hände; es war, als hörte ich das gewaltsame Zurückhalten ihrer Seufzer.

Therese flüsterte mir zu auf deutsch: „Sie ists! O Gott! laß nicht nach."

Ich winkte Theresen Schweigen zu; denn so fertig sie auch italiänisch redete, so waren mir doch schon ein paar Worte vorgekommen, die sie nicht italiänisch betonte.

Sie stand hier auf, und bat mich, ihr zu erlauben, noch einmal mich zu besuchen. Sie wollte überlegen, wie viel sie mir von

dem Geheimnisse ihrer Freundin anvertrauen könnte. Von der Wiege und dem Pudel schien sie nichts zu wissen. Sie empfahl sich Theresen im gebrochenen Deutsch; aber es war das Deutsch, was ein Franzose redet, nicht der Italiäner.

So weit bin ich, Ferdinand!

Ich bin auf meiner Hut.

Therese schwor darauf, die Signora Sartili sey Deine Mutter selbst. Sie wollte es aus tausend Kennzeichen haben.

„Nein, wie Du die Mutter nicht erkannt hast, an dem bebenden Ton der Stimme, an dem Falten der Hände, an dem Sinken des Haupts!“

„Ich sinne mich zu Tode auf ein Mittel, sie gewiß zu erkennen.“

„Ich habe eins,“ sagte Therese versichernd — „und wenn sie ihr Gesicht in hundert Schleier hüllt: so will ich ihre Seele öffnen, und Du sollst sagen: „Das war die Mutter.““

Ich wußte nicht, was sie wollte. Sie verschwieg mir es hartnäckig, und am andern Morgen war die Italiänerin wieder bei uns.

Die Konferenz wurde, als wären wir Gesandte, einen Frieden zu schließen, mit aller Behutsamkeit von beiden Seiten fortgesetzt.

Ich wollte auf allen Fall Theresen nichts nachgeben; und so hatte ich das Portrait Deiner Mutter, das ich immer auf der Brust trug, und nach dem Therese hundertmal mit eifersüchtigen Blikken hingeschielt hatte, bis sie mit trüben Augen fragte, was das sey, und ich es ihr sagte — das Portrait hatte ich unter ein Papier auf den Tisch gelegt, um es bei der Hand zu haben.

Die Fremde redete von der Pflicht, die sie ihrer Freundin schuldig wäre. Ich gab das zu, und sagte dasselbe von Dir.

„Wenn Sie," hob Therese an; denn die Fremde hatte mit Theresen

eine Viertelstunde deutsch ganz leidlich geredet. — „Wenn Sie," sagte also Therese, „meinen Bruder selbst sähen, vielleicht würden Sie ihn erkennen, wenn anders er seiner Mutter ähnelt oder seinem Vater."

„O gewiß," sagte die Fremde; und in dem Augenblick hielt Therese der Frau Dein Portrait, das Dir so unaussprechlich ähnlich sieht, vor, und rief: „Das ist er! das ist er, zum Sprechen ähnlich!"

Die Fremde schrie auf und rief die deutschen Worte: „O barmherziger Gott!" — Sie ist gewiß eine Deutsche — Sie schlug den Schleier von dem Gesicht in die Höh, um das Portrait besser zu sehen; und ich und Therese hefteten unsre Blicke auf ihr Gesicht, um es mit dem Bilde Deiner Mutter zu vergleichen.

Therese nickte mir zu, ich schüttelte den Kopf. Es war wohl so, und war nicht. Ich schüttelte wieder.

Therese schlich sich um die Frau, die mit ihren Blicken fest auf Deinem Bilde

hing, zu mir, und wollte Deiner Mutter Portrait sehen. Ich gab es ihr. Sie betrachtete es mit Aufmerksamkeit, und in dem Augenblick wendete sich die Frau zu uns um.

Sie sagte mit einer unbefangenen Freundlichkeit: „O ich könnte von Herzen wünschen, er wäre der Sohn meiner Freundin, wie glücklich würde sie seyn!"

„Und finden Sie nicht —" fing ich an.

„Nicht einen Zug von dem Gesicht meiner Freundin."

„Was aber erschreckte Sie so bei dem Anblick?"

„Die sprechende Aehnlichkeit mit einem jungen Manne, den ich, ich weiß nicht wo, gesehen habe. Wenn mir recht ist, in Italien. Er war ein talentvoller Mahler."

„Das ist er!" platzte Therese heraus.

Die Fremde lächelte, und griff nach Deiner Mutter Gemählde. Ich hatte sie fest im Auge. Sie sah es an und fragte recht ruhig: „Wer soll das Mädchen seyn?"

„Seine Mutter," sagte ich, meinen Blick auf ihr festhaltend.

„Wenn das seine Mutter ist," sagte sie sanft — „so bedaure ich meiner Freundin verlorne Hoffnung: so ist er ihr Sohn nicht."

Therese erblaßte; aber so ruhig diese Frau das alles sagen wollte, so hörte ich doch an der bebenden Stimme, daß etwas Rührendes sie ergriffen, und recht sehr ergriffen hatte. Ich will schwören, Ferdinand, sie ist Deine Mutter, oder Deiner Mutter nahe Verwandtin; denn verstohlen richtete sie ihre Blicke immer wieder auf Dein Portrait, mit Blicken, als wollte sie es in ihre Seele ziehen.

Eine Bewegung, die sie mit ihrer Hand einmal an ihrem Auge machte, indem

sie das Gesicht abwendete, schien mir, als wollte sie eine verrathende Thräne wegwischen.

Ich sagte ihr — denn sie blieb den Mittag bei uns — auf den Kopf zu, daß sie keine Italiänerin wäre.

Sie gestand es lächelnd, aber freimüthig; doch aber blieb sie mit Theresen durchaus bei ihrem gebrochenen Deutsch. Therese erzählte von Dir, und die Frau hörte mit leuchtenden Augen, ich möchte sagen, mit dem glänzenden mütterlichen Triumph im Auge, das an, was Therese mit ihrer rührenden Begeisterung erzählte.

Ich war mit ihr allein, und ich sagte rasch mit durchdringenden Blicken: „Läugnen Sie, so viel Sie wollen, Sie sind Ferdinands Mutter!"

Sie warf einen stolzen Blick auf mich, und schwieg lange. Dann sagte sie mit einem einnehmenden Lächeln: „Wäre ich seine Mutter, wie Sie sagen: so hätte ich

doch nur der Mutterliebe Rechenschaft abzulegen, auf welche Weise ich glaubte, ihn am meisten lieben zu können."

„Wie heißen Sie, Signora, oder wo sind Sie zu finden?" fragte ich, da sie Abschied nahm, mit tiefem Ernst — „denn ein finsteres Schicksal kann noch einmal sich zwischen Mutter und Sohn trennend legen."

Sie sah mich eben so ernst an. „Bin ich seine Mutter, mein Herr," sagte sie tief gerührt, und mir die Hand drückend — „so wird ja die Mutterliebe so vorsichtig seyn, als des Freundes Neigung."

„Vielleicht weiß der Freund mehr als die Mutter, und sorgt, wo die Mutter lächelt, weil zu sorgen Ursach ist."

Sie sah mich nachsinnend an, dann sagte sie rasch: „Die Mutterliebe würde auch hier den Freund überwinden."

Sie machte noch eine heftige Bewegung; dann stieg sie in den Wagen. Es war eine Postchaise. Ihr Bedienter war

ärmlich bekleidet, hat Therese bemerkt. So auch sie, behauptet Therese.

Da hast Du, was ich weiß. Es kam mir die erstern Tage nachher so gewiß vor, sie sey Deine Mutter, wie etwas in der Welt.

Ich habe Dir, so gut es mir möglich war, die eigenen Worte der Frau erhalten, damit Du selbst urtheilen magst. Nachher fanden sich so viel Kleinigkeiten, die mich wieder ungewiß machten.

Das Bild Deiner Mutter, das ihr doch erst die Gewißheit geben konnte, Du warst ihr Sohn, machte gar keinen Eindruck auf sie, oder sie mußte früher schon Dich erkannt, und nun Ruhe genug gehabt haben, ihre Rolle auszuspielen.

Nun habe ich und Therese schon eine Stunde gesessen, um ihr Signalement zu machen, und hier hast Du's.

Ich: eine stolze Gestalt; Therese: hochmüthig.

Ich: sanfte, blaue, offene Augen; Therese: graue, listige, falsche Augen.

„Wenn die Herren, die Steckbriefe machen, es nicht besser verstehen, als ich und Therese, so — das war heute.

Gestern behauptete Therese, sie wäre Deine Mutter, und ihre Augen wären recht ehrlich. Vorgestern wars umgekehrt. Und mir gings eben so, nur daß meine guten Tage in Theresens böse Tage fielen, daß ich die Frau für Deine Mutter hielt, wenn Therese sagte: „Sie hat nicht einen Tropfen Blut von ihm." Kurz, wir wissen beide nicht mehr, sollen wir sagen: Sie ist Deine Mutter oder sie ist es nicht.

Ihr Bedienter ist ein runder Mann von vierzig Jahren; aber ist er ihr Bedienter? denn er sprach fast für einen Bedienten zu gut. Und da ich mich näher nach allen diesen Umständen erkundige, findet es sich, daß eben dieser Bedienter schon mehrere Male im Dorfe, im Gasthofe,

auf der Watte gewesen ist, wo man Dich gefunden. Die Dame selbst hat eine Stunde von hier in Heideburen gewohnt, ist aber ab- und zugefahren. Man weiß nicht, wofür man sie halten soll. Was ich aber gewiß weiß, sie sey nun Deine Mutter oder nicht, das ist, sie ist keine gemeine Frau; denn was sie sagte, in beiden Sprachen, war schön, oft edel, zuweilen erhaben gesagt. In Heideburen hat sie völlig gutes Deutsch geredet.

Ist sie Deine Mutter: so muß sie Ursach haben, so leise aufzutreten. Vielleicht ist sie arm, und sie fürchtet die Ansprüche des Sohns. Vielleicht — doch wie viele Vielleicht ließen sich nicht hierher setzen, welche die Sache nicht einen Zoll weiter brächten! Und so gehab Dich wohl, mein Bruder! Ich habe den Hafen gefunden, in dem früh oder spät des Menschen Glück ruht. O Ferdinand, Ferdinand, steure ihn nicht vorüber! O bete keine fremde Götter an! und nun leb wohl!

3/35

Dieser Brief kam nach Birkfelde, und die Begebenheit mit der fremden Signora Sartili spannte die Birkfelder so gut als die Holmer. Sie siegelten ihn und sandten ihn dem edlen Ferdinand, der seit dem Anfang des Winters nicht mehr bei Sonnenbergen, sondern in der Residenz war.

Ende des zweiten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Pfarre an der See

Bd.: 2. - 318 S.

Halle 1816

P.o.germ. 783 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113330-5